

Oktober 10/2012

Aus dem Inhalt

Georg Lauscher
Das Konzil des Heiligen Geistes 289

Klaus Vellguth
„Dein Wort ist ein Licht für meine Pfade“ 291

Leserbrief 296

Thomas Lemmen
Der Dialog des Handelns von Christen und Muslimen 296

Thomas Kroll
Triumph der Humanität? 302

Christian Hennecke
Entscheidungskirche oder Volkskirche? 304

Bruno Schrage
Dem Glauben Gestalt geben im konfessionellen
Niemandsländ 312

Literaturdienst: 318
Claus-Peter März / Martina Bär / Johanna Domek /
Manfred Becker-Huberti: Maria
Jonathan Phillips: Heiliger Krieg

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Spiritual Pfarrer Georg Lauscher, Priesterseminar, Leonhardstr. 10, 52064 Aachen | Prof. Dr. Dr. Klaus Vellguth, Münsterstr. 319, 52076 Aachen | Dr. Thomas Lemmen, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dr. Thomas Kroll, Holsteinische Str. 21, 10717 Berlin | Regens Dr. Christian Hennecke, Brühl 16, Bischöfl. Priesterseminar, 31134 Hildesheim | Bruno Schrage, Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln, Georgstr. 7, 50676 Köln

Unter Mitwirkung von Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Prälat Dr. Stefan Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001, Fax (0221) 1642-7005, Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Georg Lauscher

Das Konzil des Heiligen Geistes!

Am 11.10.1962 eröffnete Papst Johannes XXIII. das II. Vatikanische Konzil im Petersdom. 2498 Konzilsväter aus aller Welt waren versammelt. Er berichtete, wie es zu diesem Schritt kam: Es war nie seine Vorstellung oder sein Vorhaben gewesen, aus diesen oder jenen Gründen ein Konzil einzuberufen. Als ihm dieser Gedanke während eines Gespräches kam, sei er selbst darüber erstaunt gewesen. Es war ihm eine „Eingebung, so unerwartet“, dass er sie als „Berührung Gottes“ empfand. Am Fest der Bekehrung des Paulus, dem 25. Januar 1959, sprach er in der St. Pauls-Basilika vor dem Kardinalskollegium zum ersten Mal darüber. „Sogleich wurden die Anwesenden durch eine plötzliche Bewegung des Geistes, wie vom Strahl eines überirdischen Lichtes, berührt, und alle waren freudig betroffen, wie ihre Augen und Mienen zeigten. Zugleich entbrannte in der ganzen Welt ein leidenschaftliches Interesse, und alle Menschen begannen eifrig auf die Feier des Konzils zu warten.“

Einige Tage vor der Eröffnung des Konzils sagte er zu Gläubigen in der Basilika San Giovanni in Laterano: „Ihr glaubt, dass der Papst nachts nicht schlafen kann und sich mit einer Fülle von Gedanken über das Ökumenische Konzil quält. Nein, der Papst schläft; der Papst ist ganz ruhig. Er fragt sich nicht einmal, wann das Konzil enden wird und ob er es beschließen wird.“

In seiner Eröffnungsrede am 11.10.1962 sagte er:

„In der täglichen Ausübung Unseres apostolischen Hirtenamtes geschieht es oft, dass bisweilen Stimmen solcher Personen unser Ohr betrüben, die zwar von religiösem Eifer

brennen, aber nicht genügend Sinn für die rechte Beurteilung der Dinge noch ein kluges Urteil walten lassen. Sie sehen nämlich in den heutigen Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft nur Niedergang und Unheil. Sie reden unablässig davon, dass unsere Zeit im Vergleich zur Vergangenheit dauernd zum Schlechteren abgeglitten sei. Wir aber sind völlig anderer Meinung als diese Unglückspropheten...“

Das 21. Ökumenische Konzil will die katholische Lehre rein, unvermindert und ohne Entstellung überliefern... Damit die Lehre die vielfältigen Bereiche des menschlichen Lebens erreicht, ist es vor allem nötig, dass die Kirche ihre Aufmerksamkeit nicht von dem Schatz der Wahrheit abwendet, den sie von den Vätern geerbt hat; zugleich muss sie auch der Gegenwart Rechnung tragen, die neue Verhältnisse und neue Lebensformen geschaffen hat. Es ist nicht unsere Aufgabe, diesen kostbaren Schatz nur zu bewahren, als ob wir uns einzig und allein für das interessieren, was alt ist, sondern wir wollen jetzt freudig und furchtlos an das Werk gehen, das unsere Zeit erfordert, und den Weg fortsetzen, den die Kirche seit zwanzig Jahrhunderten zurückgelegt hat.“

Am Abend der Konzileröffnung pilgerten hunderttausende Menschen in einer sternförmigen Lichterprozession zum Petersplatz. Der Papst – schon von Krankheit gezeichnet – war nach diesem äußerst anstrengenden Tag über die Maßen erschöpft. Als sich der Petersplatz in ein großes Lichtermeer verwandelt hatte, versuchte ein Begleiter ihn dafür zu gewinnen, sich trotz seiner großen Erschöpfung den Menschen zuzuwenden. Sein Begleiter gibt diesen Wortwechsel selbst so wieder:

„Heiliger Vater, wäre es nicht gut, all diesen Menschen den Segen zu geben?“
„Nein“, erwiderte er, „das Konzil ist eröffnet; ich habe eine Rede gehalten, die den Grundtenor der Versammlung bestimmt hat. Es ist gut, dem nichts hinzuzufügen.“
„Werfen Sie nur mal einen Blick auf diese Leute“, sagte ich. Er öffnete die Fenster-

läden, und als er die Scharen von Menschen mit brennenden Kerzen in der Hand sah, rief er überrascht aus: ‚Ja, sowas! Das hätte ich nicht erwartet!‘ ‚Wollen Sie Ihnen wirklich nicht den Segen geben?‘ ‚Schon gut‘, erwiderte er, ‚aber nur den Segen.‘ Ich öffnete das Fenster, und als die Leute bemerkten, dass der Papst ihnen zuschaute, brach ein Sturm der Begeisterung los. Es war diese Begeisterung, die den Papst bewegte, aus dem Stehgreif jenes unvergessliche Grußwort an die Menschen zu richten: ‚Wir wollen einander gern haben‘, sagte er. ‚Schauen wir uns in dieser Haltung an, wenn wir einander begegnen, um zu entdecken, was uns eint, und außen vor zu lassen, was uns getrennt halten kann. Wenn ihr nach Hause kommt, küsst eure Kinder, und sagt ihnen, dass es eine Liebkosung des Papstes ist.‘

Welch eine Weite, eine Herzenswärme, eine Menschenfreundlichkeit! Frei von theologischer oder klerikaler Selbstgefälligkeit und Formelhaftigkeit! Die herzliche Einfalt eines von Gott Erfüllten, eines Heiligen!

Als der Papst einmal gefragt wurde, was das Ziel des Konzils sei, öffnete er ein Fenster und sagte: „Frische Luft in die Kirche bringen!“

Öffnen wir heute, 50 Jahre danach, unsere Fenster erneut dem Wehen des Heiligen Geistes und dem Feuer von damals: „Wir wollen jetzt freudig und furchtlos an das Werk gehen, das unsere Zeit erfordert, und den Weg fortsetzen, den die Kirche seit zwanzig Jahrhunderten zurückgelegt hat.“

Also damit wir nicht an uns selbst ersticken:

unsere inneren Fenster täglich öffnen – auch wenn wir manchmal wie ein Papst so müde und erschöpft sind!

Liebe Leserinnen und Leser,

in den Monat Oktober fällt jährlich der Weltmissionssonntag. In diesem Jahr steht das im Blick auf sein Kirchenleben sicherlich wenig bekannte Papua-Neuguinea im Fokus. In Fortsetzung einer mittlerweile schon mehrjährigen Tradition stellt **Prof. Dr. Klaus Vellguth**, u. a. Medienreferent bei missio Aachen und Professor für Missionswissenschaft an der Hochschule Vallendar, das Land vor.

Auf Bürgerinnen und Bürger muslimischen Glaubens zu treffen, gehört besonders in allen städtischen Milieus zur Alltagserfahrung. Dass Christen und Muslime dabei je eigene Liturgie- bzw. Gebetsstätten haben, ist dabei wohl auch einem jeden bewusst. Doch wie sieht es an den Orten aus, wo diese Differenzierung gar nicht möglich ist? Unfall- und Katastrophenszenarien führen Christen wie Moslems im selben Geschick zusammen. Wie sieht unter solchen Umständen Notfallseelsorge aus? Über Hintergründe und erfolgreiche Modelle der Kooperation berichtet **Dr. Thomas Lemmen** aus dem Referat Dialog und Verkündigung im GV des Erzbistums Köln.

Nach so viel Information folgt ein Ausflug in die Welt des Kinos. Der Filmexperte und Leiter des Referates Verkündigung in der Past. Dienststelle des Erzbistums Hamburg, **Dr. Thomas Kroll**, stellt Michael Hanekes jüngsten Film „Liebe“ vor und zur Diskussion auf dem Hintergrund eines bereits biblisch gefüllten Begriffs.

... „die Vielfalt und das einmütige Zusammen der verschiedenen Wachstumsorte des Kirche-werdens ... stellen den Reichtum der Kirche ... dar“. Diese These begründet und entfaltet **Regens Dr. Christian Hennecke** aus dem Bistum Hildesheim.

Bruno Schrage schließlich, Leiter des Referats Caritaspastoral und Grundsatzfragen beim Diözesan-Caritasverband im Erzbistum Köln, gibt Einblick, wie der Kurs „Dem Glauben Gestalt geben“ versucht, das Evangelium in die Alltagsrealitäten der Caritas-Arbeit als „selbstverständliche“ Kraft einzubringen.

Mit diesem „Herbst-Blumenstrauß“ aus hoffentlich inspirierenden Artikeln grüßt Sie herzlich

Ihr



Gunther Fleischer

Klaus Vellguth

„Dein Wort ist ein Licht für meine Pfade“

Papua-Neuguinea – Ein Land am Scheideweg

„Dein Wort ist ein Licht für meine Pfade“ (Ps 119,105) lautet das Motto des diesjährigen Sonntags der Weltmission. Die größte Solidaritätsaktion der Katholiken begeht die Kirche in diesem Jahr weltweit am 28. Oktober. Dabei wird von missio in Deutschland das Wirken der Kirche in Papua-Neuguinea vorgestellt.

Wenig ist hierzulande über dieses Land am anderen Ende der Welt bekannt, obwohl Neuguinea doch bis zum Ersten Weltkrieg eine deutsche Kolonie war. So gut wie nie berichten die deutschen Medien über das Leben auf diesem Inselarchipel, das sich zwei Flugstunden nördlich von Australien mitten im Pazifischen Ozean befindet. Der diesjährige Sonntag der Weltmission dürfte dazu beitragen, einen ersten Einblick in das Land zu gewinnen, das von seinen Bewohnern selbst als das „Land der Überraschungen“ (Land of the unexpected) bezeichnet wird.

In Papua-Neuguinea bekennt sich ein größerer Anteil der Bevölkerung zu den christlichen Kirchen als in Deutschland: 60 Prozent der Bevölkerung sind Protestanten, 27 Prozent Katholiken, sechs Prozent bekennen sich zu synkretistischen Religionen. Insbesondere die Pfingstkirchen haben mit ihrer persönlichen Ansprache, der Betonung spiritueller Erfahrung, ihrer klangvollen Liturgie und ihrer Offenheit für magische Elemente in den vergangenen Jahren an Einfluss in Papua-Neuguinea gewonnen. Doch diese

Zahlen täuschen über die tatsächliche Realität im pazifischen Inselstaat hinweg. Obwohl zunächst die Maristen, später die Missionaries of the Sacred Heart MSC und die Steyler Missionare bereits seit 1845 als Missionare in Neuguinea tätig waren, ist bis heute der Glaube an Hexerei und Zauberei weit verbreitet.

Glaube, Magie und Hexerei

In den zahlreichen Stämmen des Landes wird das „Wissen“ um die Zauberei von einer Generation zur nächsten weitergegeben, und tatsächlich wird die Zauberei gerade in den Küstenregionen, wo die Funktion eines Zaubers oft an die Person des Stammesführers gebunden ist, als ein die Gesellschaft stabilisierendes Element erlebt. In anderen Regionen, etwa in den Hochlandregionen um Chimbu, führt der Glaube an Hexerei und Zauberei immer wieder zu gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen Familien beziehungsweise Stämmen. Hexerei wird hier als etwas Negatives erlebt, und der Tod eines Stammesangehörigen wird stets mit einer destruktiven magischen Praxis des Mitgliedes eines anderen Stammes in Verbindung gebracht. Die Folge solch eines Glaubens an Hexerei sind Stammesrivalitäten, die in regelmäßigen Abständen eskalieren und zahlreiche Todesopfer fordern. Kein Wunder, dass die Missionare von Anfang an gegen den Glauben an Magie und Zauberei vorgingen und versuchten, das von diesem Glauben ausgehende Gewaltpotential zu eliminieren.¹

Verständlich wird die bis heute andauernde tiefe Verwurzelung der Bevölkerung in magischen Vorstellungen angesichts der Tatsache, dass gerade das Hochland von Papua-Neuguinea für Fremde lange Zeit unzugänglich blieb. Die ersten Missionare betraten erst in den 30er Jahren des 20ten Jahrhunderts die Region um Chimbu, andere Hochlandregionen wie Enga hatten bis in die 50er beziehungsweise 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts keinen Kontakt mit

der Außenwelt.² Angesichts drohender Konflikte mit den Angehörigen benachbarter Stämme beschränkten sich die Bewohner des Hochlands darauf, ihr Leben auf dem eigenen Stammesgebiet zu fristen, eine Übertretung des eigenen Territoriums stellte in der Vergangenheit ein unkalkulierbares Risiko dar. Dies führte dazu, dass viele Hochlandbewohner des Inselarchipels bis ins 20te Jahrhundert hinein nicht wussten, dass sie selbst auf einer Insel leben. Die Küste hatten sie mit eigenen Augen nie gesehen.

Papua-Neuguinea – Ein Überblick

Aufschlussreich sind einige Zahlen über Papua-Neuguinea. Mit seinen 473.189 Quadratmetern setzt sich der Staat aus mehreren Inseln im südlichen Pazifik zusammen. Im Jahr 1975 erhielt er seine Unabhängigkeit von der ehemaligen Kolonialmacht Australien. Während das Innere der Insel von einem milden Hochlandklima geprägt ist, zeichnen sich die Küstenregionen durch ein tropisches Klima aus. Die Besiedelung des Inselarchipels erfolgte ursprünglich bereits vor fünfzig- bis sechzigtausend Jahren auf dem Landweg von Australien aus: als Neuguinea Teil der Landmasse Sahul war, zu der auch das heutige Australien gehörte. Das durchschnittliche Einkommen der Bevölkerung beträgt 850 \$, die Lebenserwartung liegt bei 66 Jahren. Erschreckend ist die hohe Kindersterblichkeit von 11,2 Prozent – ist sie doch 90-fach höher als im benachbarten Australien. Ein Drittel der Bevölkerung lebt in ländlichen Gegenden und betreibt Ackerbau, dennoch gelten 40 Prozent der Einwohner als unterernährt. Prägend für die Kultur des Landes ist die große Zerrissenheit der Gesellschaft. Mehr als 800 lebendige Sprachen haben Anthropologen in Papua-Neuguinea nachgewiesen. Fast problematischer als diese „babylonische Sprachverirrung“ ist jedoch, dass die Existenz dieser Sprachen jeweils auf die Existenz eines Stammes schließen lässt. Und einher mit den Stammesgrenzen gehen leider auch in Papua-

Neuguinea, das zu Melanesien zählt, gewalttätige Konflikte.³ Allein in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts starben über 10.000 Menschen in einem blutigen Bürgerkrieg in Bougainvillea.

Doch nicht nur von Menschen verursachte Konflikte stellen die Gesellschaft in Papua-Neuguinea vor scheinbare unlösbare Probleme. Auch Naturkatastrophen forderten im letzten Vierteljahrhundert regelmäßig ihren Tribut. Ein Vulkanausbruch in Rabaul trieb im Jahr 1994 die dortige Bevölkerung in die Flucht, ein Tsunami in der Nähe von Aitape forderte 2.500 Menschenleben. Über 10.000 Menschen flohen auf der Insel Manam, als in den Jahren 2003 und 2004 der dortige Vulkan ausbrach. Und immer mehr Menschen verlassen die vorgelagerten Inseln Papua-Neuguineas, da die globale Erderwärmung den Meeresspiegel inzwischen so stark angehoben hat, dass ihre angestammte Heimat im Ozean zu versinken droht.

Raubbau an Natur und Bodenschätzen

In den vergangenen Jahren ist nun ein neuer Konfliktherd in Papua-Neuguinea entstanden. Ausländische Investoren haben das rohstoffreiche Land für sich entdeckt und versuchen, der Bodenschätze sowie Agrarprodukte des Landes habhaft zu werden. Massiv dringen sie in das Land ein und erwerben Boden- beziehungsweise Nutzungsrechte, wobei sie von den Rivalitäten verfeindeter Stämme oftmals profitieren. Obwohl die Präambel der Verfassung von Papua-Neuguinea festhält, „dass die natürlichen Ressourcen und die Umwelt bewahrt und benutzt werden zum kollektiven Vorteil aller und ergänzt werden zum Nutzen zukünftiger Generationen“⁴, verweisen die ausländischen Investoren darauf, dass ihr Engagement die Modernisierung des Landes fördere und die regionale Wirtschaft mit dem globalen Markt verbindet. Dieses Argument kann nicht leichtfertig beiseitegeschoben werden, denn tatsächlich ist das Bruttoinlandsprodukt Papua-Neuguineas im

vergangenen Jahr 2011 um 8,9 Prozent gewachsen. Dies ist umso beachtlicher, als der melanesische Staat damit ein größeres Wachstum als China aufweist. Doch stellt sich die Frage, wer von diesem Wachstum profitiert. Es sind nicht die einfachen Arbeiter oder Landbesitzer, denen die Gewinne zufließen, sondern die ausländischen Investoren selbst sowie eine marginale Oberschicht, die als Nutznießer des wirtschaftlichen Wachstums gelten.

Gefahren für die Umwelt

Inzwischen lässt sich nicht mehr übersehen, dass das wirtschaftliche Wachstum Papua-Neuguineas mit erheblichen ökologischen Kosten verbunden ist, die vor allem die nachfolgenden Generationen tragen müssen. Weltweit zählt Papua-Neuguinea zu den größten Holzexporteuren, und allein im Jahr 2011 konnten 650.000 m³ Holz von sogenannten „Special Agricultural Business Leases“ (SABLS) auf dem Weltmarkt angeboten werden. Diese ursprünglich zur Förderung der indigenen Bevölkerung gegründeten Unternehmen befinden sich inzwischen mehr und mehr in den Händen nationaler beziehungsweise multinationaler Konzerne, die mit der Holzfällerindustrie verflochten sind. Im vergangenen Oktober schickte Greenpeace das Schiff „MV Esperanza“ an die Küste Papua-Neuguineas, um gegen die Errichtung von SABLS sowie die Abholzung des Regenwaldes zu protestieren. Diese Demonstration wurde vor allem von denjenigen, die von der exzessiven Abholzung profitieren, als „feindlicher Akt“ bewertet. So bezeichnete ein Distriktverwalter die Ankunft der „MV Esperanza“ als „Invasion“ und wies das Greenpeace-Schiff an, die Hoheitsgewässer des Landes sofort zu verlassen.

Erschüttert wird der Inselarchipel derzeit von einer weiteren Initiative ausländischer Investoren. Nachdem im vom Regenwald bedeckten Hochland umfangreiche Flüssiggasvorräte entdeckt worden sind, entsteht derzeit das größte jemals durchgeführte Entwicklungsprojekt auf dem Archipel des

Südpazifiks. 6,6 Millionen Tonnen Flüssiggas sollen künftig jährlich gefördert werden. Waldstriche werden gerodet, damit eine Pipeline vom Hochland aus zunächst bis zur Küste und von dort aus bis zur Landeshauptstadt Port Moresby geführt werden kann. Vom dortigen Hafen aus soll das Flüssiggas verschifft und zu den Überseemärkten vor allem nach China, Taiwan und Japan transportiert werden.⁵

Auch wenn von den ausländischen Investitionen ein Modernisierungsschub für das Land ausgeht, ist er doch mit großen Belastungen für die Bevölkerung verbunden.⁶ Traditionelle Lebensformen zerbrechen, Menschen verlassen ihre Heimat, um als Wanderarbeiter in den neuen Industrien des Landes Geld zu verdienen.⁷ Besorgt meldeten sich in den vergangenen Jahren immer wieder engagierte Bischöfe des Landes angesichts der sozialen Veränderung, die dieses Land erschüttern, zu Wort. In einem Hirtenbrief schrieb Francesco Panfilo, der Vorsitzende der Katholischen Bischofskonferenz Papua-Neuguineas und Salomonen: „Wir sollten uns nicht blenden lassen von der starken öffentlichen Aufmerksamkeit, die den neuen Gas- oder Bergbauprojekten geschenkt wird. Wir kennen bereits die verheerenden Auswirkungen, die diese Aktivitäten auf die Umwelt haben. Wir erleben schon das soziale Chaos, das diese Aktivitäten in den Gemeinschaften auslösen, die in Bergbaugebieten leben: Konflikt, Spaltung, Kampf, Zerfall moralischer Werte und viele andere soziale Probleme. Arbeitsplätze wurden geschaffen und wir können mit mehr Arbeitsplätzen rechnen, damit die Papua-Neuguineer etwas Einkommen haben. Aber die Preise von Waren und Verbrauchsgütern steigen. Wohnungen werden sehr teuer für jene, die in Städten leben. So müssen wir damit rechnen, dass nur wenige Menschen reicher und viele Menschen ärmer werden. Das ist nicht hinnehmbar, nicht nur für Christen, sondern für alle, die den gleichen Rechten für alle verpflichtet sind.“

Kleine Christliche Gemeinschaften als Orte gelebter Solidarität

Ein Ansatzpunkt, um das Auseinanderbrechen der Gesellschaft in Papua-Neuguinea zu verhindern, ist die Förderung von Kleinen Christlichen Gemeinschaften. Diese haben sich zu Orten gelebter Solidarität entwickelt und setzen einer eindimensionalen Ideologie der ökonomischen Gewinnmaximierung eine ganzheitliche Sicht christlicher Caritas und Solidarität entgegen. In seinem Hirtenbrief schrieb Francesco Panfilo mit Blick auf diese lebendigen Biotope des Glaubens, die sich in vielen Diözesen gebildet haben: „Angesichts der zunehmenden Armut [...] sind wir uns bewusst, dass viele einheimische Initiativen Kleiner Christlicher Gemeinschaften nicht nur Geld einsetzen, um die Armen zu stärken und zu fördern und sich für das Schicksal der Armen zu engagieren. Es gibt viele Gemeinschaften, die eigenständige Initiativen im Gesundheits-, Bildungs- und Leitungsbereich entwickelt haben.“

In Papua-Neuguinea wird deutlich, wie Kleine Christliche Gemeinschaften das Gesicht einer Ortskirche verändern können. Bereits in den 70er und 80er Jahren entstanden in dieser Diözese zahlreiche Initiativen, die das Ziel verfolgten, eine partizipative Kirche aufzubauen, die von allen Gläubigen gemeinsam getragen wird. In den 90er Jahren wuchs das Bewusstsein, dass nicht regionale Initiativen, sondern ein diözesaner Prozess eingeleitet werden müsse, damit es zu einer Erneuerung der Diözese kommt. Im November 1999 konnte schließlich im Rahmen einer Diözesanversammlung der diözesane Pastoralplan einstimmig (!) angenommen werden. Rückblickend erinnert sich Gilles Côte, Bischof der Diözese Daru-Kiunga: „Und dies war möglich, weil [die Teilnehmer] in allen Stadien der Vorbereitung und Erarbeitung des Pastoralplans einbezogen waren und somit das Gefühl hatten, dass es ihr eigener Plan war. Und dies war der Beginn unseres Glaubensweges als Diözese.“⁸

Zahlreiche Initiativen folgten in den kommenden Jahren, um den Aufbau von Kleinen

Christlichen Gemeinschaften in der Diözese Daru-Kiunga vorzubereiten. Besonders wichtig war bei der strukturierten Einführung der Kleinen Christlichen Gemeinschaften eine offene Kommunikation: „Das Wichtigste war, dass die Menschen wissen und verstehen können mussten, worüber wir sprachen, das ihnen die Gründe für die Errichtung von Kleinen Christlichen Gemeinschaften in der Diözese verständlich wurden. Wir mussten daher zu den Menschen gehen. Und deshalb entschieden wir, alle Familien in der Diözese zweimal zu besuchen, Leiter der Kleinen Christlichen Gemeinschaften zu wählen und auszubilden.“⁹

Als der Zeitpunkt gekommen war, die Kleinen Christlichen Gemeinschaften während der Fastenzeit in der Diözese Daru-Kiunga zu gründen, konnten insgesamt 231 dieser Basisgemeinschaften in der ganzen Diözese gezählt werden. In diesen Biotopen des Glaubens kommen Familien einmal monatlich zu einem Treffen zusammen, tauschen sich über ihre Situation aus und reflektieren diese im Lichte des Wortes Gottes. Danach überlegen sie gemeinsam, wie ihr persönlicher Beitrag dafür aussehen kann, dass in ihrer konkreten Situation das Reich Gottes sichtbar wird. Die Kleinen Christlichen Gemeinschaften verstehen sich als Gottesdienstgemeinschaften sowie als Gemeinschaften des Dienstes und der Sendung. Angesichts dramatischer Veränderungen in der Gesellschaft Papua-Neuguineas und einem Auseinanderbrechen traditioneller Werte und Gemeinschaftsstrukturen führen sie Menschen zusammen, fördern die Solidarität untereinander und helfen ihnen, für ihr Leben eine Orientierung zu finden. Darüber hinaus realisiert sich in den Kleinen Christlichen Gemeinschaften eine Communio-orientierte Form der Ekklesiogenesis: Bischof Gilles Côte weist darauf hin, „dass der wichtigste Grund zur Errichtung von Kleinen Christlichen Gemeinschaften darin besteht, die Kirche zu den Menschen zu bringen. Es ist nicht gut, wenn die Menschen die Kirche als große Institution, getrennt von ihnen selbst, ansehen, wenn sie darauf warten, dass ihnen gesagt wird was sie zu tun

und zu denken haben. Die Menschen müssen erfahren können, dass sie selbst Kirche sind, dass das Leben und die Mission der Kirche ihre Verantwortung ist; sie müssen sich die Entscheidung, die zum Wohl aller getroffen werden, zu Eigen machen können. Dies bedeutet aber, dass sie in die Entscheidungsprozesse auf allen Ebenen einbezogen werden. Bei Kleinen Christlichen Gemeinschaften geht es um einen Prozess der Dezentralisierung von Macht in der Kirche. Macht ist sehr stark mit Entscheidungen und Entscheidungsfindung verbunden. In ihren Kleinen Christlichen Gemeinschaften sind die Mitglieder eingeladen, Entscheidungen über ihr Leben zu treffen, indem sie es im Licht des Wort Gottes betrachten. Und es geht um Entscheidungen, wie sie ihren Glauben als Liebe in ihrem Alltag leben.“¹⁰

Wenn Papua-Neuguinea im Rahmen der missio-Kampagne zum Sonntag der Weltmission in diesem Jahr in Deutschland vorgestellt wird, so mögen manche kulturellen Traditionen fremd wirken. Insbesondere das unverbundene Aufeinandertreffen traditioneller indigener Kultur mit einer postmodernen globalisierten Universalkultur ist in seiner Dramatik aus der Ferne kaum nachvollziehbar. Dennoch gibt es auch gesellschaftliche und kirchliche Parallelen. In beiden doch so unterschiedlichen Ländern sind es Werte wie Solidarität, die sowohl in Deutschland als auch in Papua-Neuguinea als wesentliche Bausteine des Zusammenhalts einer Gesellschaft (neu) entdeckt werden müssen. Beeindruckend und ermutigend ist aber vor allem angesichts einer von vielen als Stagnation erlebten Situation in der deutschen Ortskirche, wie eine Kirche in Papua-Neuguinea in der Lage ist, sich selbst zu verändern, um den aktuellen Herausforderungen gerecht zu werden. Kleine Christliche Gemeinschaften entwickeln sich zum Fundament einer lebendigen Kirche, in der Menschen ihren Glauben neu entdecken und miteinander leben. Diese Erfahrung von christlicher Gemeinschaft ist vor allem in einer Situation wertvoll, in der Gemeinschaften auseinanderfallen und Isolation droht. Hier könnte ein interkulturelles

Lernen ansetzen, denn angesichts der Auflösung traditioneller Pfarrestrukturen und dem Rückzug der Kirche aus dem Nahbereich der Menschen wird es auch bei uns in Deutschland zu einem Verlust von Gemeinschaftserfahrung und einer Auflösung traditioneller, beheimatender Strukturen kommen. Die Christen in Papua-Neuguinea zeigen einen Weg auf, wie Abhilfe geschaffen werden kann: „Die Erfahrung mit Kleinen Christlichen Gemeinschaften helfen den Menschen, so die Resonanz vieler Mitglieder unserer Kirche, den Wert der Gemeinschaft zu erhalten. Und dafür sind sie sehr dankbar“¹¹, stellt Bischof Côte mit Blick auf den Transformationsprozess der Kirche in seinem Lande fest.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. Spingler, Hermann, Papua-Neuguinea – (k)eine andere Welt!, in: Forum Weltkirche 131 (2012) 4, 15-19.
- ² Mantovani, Ennio, Introduction of new Missio-naries in Papua-New Guinea, in: verbum svd 43 (2002) 1, 41-53, 44.
- ³ Vgl. Gibbs, Phil, The Context of God's Mission in Papua New Guinea: Intercultural relations in an SVD Tradition, in: Verbum SVD 53 (2012) 1, 69-85.
- ⁴ Viertes Ziel in der Präambel von Papua-Neuguinea.
- ⁵ Vgl. Gibbs, Phil, „Land Grabbing“ in Papua. Abholzung und Zerstörung des Urwaldes im Namen von Entwicklung, in: Forum Weltkirche 131 (2012) 4, 20-25.
- ⁶ Vgl. Meyer zum Farwig, Werner, Zwischen Tradition und Moderne. Kirchliche Arbeit in Papua-Neuguinea, in: Herder Korrespondenz 65 (2011), 9, 479-484.
- ⁷ Vgl. LNG – Blessing or Curse? A Question fort he People of Papua New Guinea to Answer. Pastoral Letter oft e Catholic Bishops Conference of Papua New Guinea and Salomon Islands vom 18.4.2010.
- ⁸ Côte, Gilles, „Die Kirche zu den Menschen bringen!“ Dialog, Partizipation und Mitverantwortung in der Kirche der Westprovinz Papuas, in: Forum Weltkirche 131 (2012) 4, 26-31, 27.
- ⁹ A.a.O., 28.
- ¹⁰ A.a.O., 30.
- ¹¹ A.a.O., 31.

**Zu Christiane Bongartz:
Liturgie in Zeiten des Wandels
(Heft 7/2012, S. 195–201)**

Der Kaiser ist ja nackt!!

Schmerzhaft, aber nützlich ist diese Diagnose: nicht Aufbruch, sondern Niedergang, und mit einer sinnvollen Therapie - oder passenden Kleidern - kann erst begonnen werden mit dem Blick auf diese nackte Wahrheit.

Zielführend erscheint mir dabei die Aufteilung in die unterschiedlichen „Milieus“ - pfiffige Lesehilfe ist auch die Personifizierung. Die von der Autorin gestellten Fragen und Problemaufrisse sind genau die, die mich als ehrenamtlich engagierte und an lebendiger und berührender Liturgie interessierte Frau bewegen! Sofort einverstanden bin ich mit der angeregten stärkeren Verschränkung von Liturgie und Diakonie. Aber es bleibt mir zum Schluss doch etwas zu wenig entfaltet, wie die Liturgie aussehen könnte. Dennoch, der Artikel hat mich zu mehrfachen Gesprächen und gemeinsamem Nachdenken inspiriert - mit Leuten wie Gerda, Andreas und Jochen ... und das hat sich deutlich gelohnt!

Ingrid Rasch, Köln

Thomas Lemmen

Der Dialog des Handelns von Christen und Muslimen

Praxisbeispiel Notfallseelsorge

Zum Einstieg

Sonntags um 9.00 Uhr in einem Vorort von Köln: Ein junger Familienvater türkischer Herkunft hat sich das Leben genommen. Die Feuerwehr hat soeben die Notfallseelsorge alarmiert. Kurze Zeit später trifft der Notfallseelsorger vom Dienst am Einsatzort ein. Er kommt in Begleitung einer jungen Frau, die durch ihr Kopftuch auffällt. Die beiden stellen sich den Polizisten vor. Die junge Frau ist eine muslimische Notfallbegleiterin. Sie ist mitgekommen, um sich um Frau und Kinder des Verstorbenen zu kümmern. Die Polizisten geleiten die beiden in die Wohnung der Familie. Dort beginnt der christliche Notfallseelsorger das Gespräch mit der Frau. Sie reagiert zurückhaltend, bis die muslimische Notfallbegleiterin sie in Türkisch anspricht. Nun scheint sie ihre Worte zu finden und bringt ihre Verzweiflung, Trauer, Sorgen und Fragen zum Ausdruck. Sie öffnet sich und wechselt im Gespräch zwischen deutscher und türkischer Sprache hin und her. Gemeinsam gehen die beiden Frauen zu den Kindern. Die Notfallbegleiterin steht der jungen Mutter zur Seite, als sie den Kindern den Tod des Vaters mitteilt. Sie bleibt noch bei ihr, bis einige Zeit später die Eltern der Frau eintreffen. Dann verabschiedet sie sich und verlässt gemeinsam mit dem Notfallseelsorger die Wohnung. Ein typischer Einsatz der Notfallseelsorge. Das Besondere daran ist, dass ein christlicher Notfallseelsorger diesen Einsatz zusammen mit einer muslimischen

Notfallbegleiterin angenommen hat. In Köln und anderen Städten Nordrhein-Westfalens stehen seit 2010 ehrenamtliche muslimische Notfallbegleiterinnen und Notfallbegleiter zur Unterstützung der Notfallseelsorge zur Verfügung. Wie ist es dazu gekommen? Wie werden die Notfallbegleiter ausgebildet? Wie funktioniert die Zusammenarbeit?

Was ist Notfallseelsorge

Notfallseelsorge ist ein vergleichsweise neues Feld seelsorglichen Handelns. Sie ist als Seelsorge für Mitarbeitende in Feuerwehr und Rettungsdiensten entstanden und hat sich in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts als Seelsorge für alle von Extremsituationen Betroffenen entwickelt. Als „Erste Hilfe für die verletzte Seele“¹ ist sie ein besonderer Dienst christlicher Kirchen an Menschen in Not. Typische Einsatzsituationen sind schwere Verkehrsunfälle, plötzliche Todesfälle, Suizid, plötzlicher Säuglingstod oder das Überbringen von Todesnachrichten. In diesen und ähnlichen Fällen stehen Notfallseelsorgerinnen und Notfallseelsorger Betroffenen und Angehörigen bei. In ihrem Tun versuchen sie, die Zuwendung Gottes zum Menschen zum Ausdruck zu bringen. Sie kümmern sich um die seelische Not der Menschen in Extremsituationen. Auf Wunsch sprechen sie auch Gebete oder nehmen religiöse Handlungen vor. Für die Arbeitsweise der Notfallseelsorge ist entscheidend, dass sie auf Anforderung der Einsatzleitstelle der Feuerwehr zum Einsatz kommt. Sie ist in örtlichen Rufbereitschaften organisiert, die sich in der Regel an den Grenzen eines Landkreises oder einer Stadt orientieren. Vielerorts ist sie ein gemeinsames Angebot von katholischer und evangelischer Kirche. Zur Qualität der Notfallseelsorge gehört die durchgängige Erreichbarkeit an jedem Tag im Jahr.

Das Angebot der Notfallseelsorge steht allen Menschen in Notsituationen offen. Notfallseelsorgerinnen und Notfallseelsorger müssen im Einsatz nicht nach der Zugehörigkeit zu einer Kirche oder Glaubensge-

meinschaft fragen. Religiöse Themen oder Riten können dann zur Sprache kommen, wenn die Betroffenen es wünschen. Immer öfter stehen christliche Notfallseelsorger auch Menschen muslimischen Glaubens in Notfällen bei. Sie sehen sich vor die Aufgabe gestellt, angemessen auf Erwartungen und Bedürfnisse der betroffenen Musliminnen und Muslime zu reagieren. Theologische Aussagen angesichts des Todes und Rituale beim Abschied von Verstorbenen unterscheiden sich in Christentum und Islam. Christliche Seelsorger können muslimischen Angehörigen somit nur in begrenztem Umfang zur Seite stehen. Hinzu kommt, dass bei Todesfällen von Muslimen die gesamte muslimische Gemeinde den Angehörigen beistehen will. Die Fürsorge für Verstorbene und Hinterbliebene ist nach muslimischem Verständnis Gemeinschaftsaufgabe. Notfallseelsorger treffen daher am Ort des Geschehens über die nächsten Angehörigen hinaus häufig auf aus ihrer Sicht Unbeteiligte, was die Einsatzabläufe erschweren kann. Sie sehen sich ferner vor die Herausforderung gestellt, den Anwesenden die Notwendigkeit bestimmter Abläufe – zum Beispiel die Beschlagnehmung des Leichnams bei ungeklärter Todesursache – zu vermitteln. Nach muslimischem Verständnis setzen unmittelbar nach Eintritt des Todes die Vorbereitungen zur Bestattung ein. Im Falle etwa einer polizeilich angeordneten Obduktion ist dies nicht möglich, was man den Angehörigen erklären muss. Die Kommunikation kann dabei zusätzlich an Sprachhindernissen scheitern. In Extremsituationen reagieren Menschen normalerweise zunächst in ihrer Muttersprache.

Notfallseelsorge im interkulturellen Kontext

Die Vermittlung interkultureller und interreligiöser Kompetenzen an Mitarbeitende aus Notfallseelsorge, Rettungsdiensten, Feuerwehr und Polizei hat zur Verbesserung der Betreuung von Muslimen in Notsituationen beitragen. Umgekehrt ist es auch

notwendig, Moscheegemeinden und andere Migrantenselbstorganisationen über die Arbeitsweise dieser Institutionen zu informieren und für eine bessere Vernetzung und Kooperation zu werben.² Die aktive Einbeziehung von Musliminnen und Muslimen in die Arbeit der Notfallseelsorge ist jedoch die geeignetste Maßnahme zur Lösung des Problems. Als Notfallbegleiterinnen und Notfallbegleiter geschulte und erfahrene Musliminnen und Muslime können nicht nur muslimischen Betroffenen in deren religiösen Bedürfnissen am ehesten beistehen. Sie sind darüber hinaus auch wichtig in der Vermittlung zwischen muslimischen Angehörigen und Rettungskräften oder Polizeibeamten.

Die Umsetzung dieses Ziels setzt die Klärung inhaltlicher und organisatorischer Fragen voraus. Auf der inhaltlichen Ebene ist nach den theologischen Voraussetzungen einer solchen Tätigkeit auf muslimischer Seite zu fragen. Gibt es überhaupt Seelsorge im Islam? Es ist festzuhalten, dass der Islam ein dem Christentum vergleichbares Verständnis der Seelsorge nicht kennt.³ Aus seiner Sicht steht jeder Mensch in einer unmittelbaren Beziehung zu Gott. Es bedarf keiner Seelsorge im Sinne einer Vermittlung zwischen Gott und Menschen. Der Islam kennt jedoch eine religiös begründete Pflicht zur Hilfe in Notsituationen. Muslimen ist die Sorge um Menschen in Not aufgetragen. In Koran und Sunna, den primären Quellen des Islam, finden sich nach Ansicht der islamischen Theologin Nigar Yardim „zahlreiche Aufforderungen, Leiden, Krankheit, Not oder Elend der Mitmenschen zu mildern, Hungrigen zu essen zu geben, Kranke zu besuchen und bei ihrer Heilung behilflich zu sein sowie den in Schwierigkeiten Geratenen aus ihrer Situation herauszuhelfen und Unterdrückte zu befreien“.⁴ Die Bedeutung der Fürsorge im Islam bringt für sie eine Überlieferung zum Ausdruck, die Christen sehr vertraut ist: „Hast du denn nicht erfahren, dass mein Diener Soundso krank war, und du ihn nicht besuchtest? Hast du denn nicht gewusst, wenn du ihn besucht hättest,

hättest du Mich bei ihm gefunden.“⁵ Nigar Yardim zieht daraus die Schlussfolgerung: „Die Sorge um Mitmenschen ist demnach Sorge um Gott, oder anders gesagt, der Weg zu Gott geht über die Sorge zum Mitmenschen.“⁶ Selbst wenn der Begriff der Seelsorge im Islam nicht ausdrücklich vorkommt, lässt sich ein vergleichbares Handeln religiös legitimieren. Daraus lässt sich ein Konzept für eine muslimische Notfallfürsorge entwickeln. Da der Begriff der Notfallseelsorge an das christliche Verständnis der Seelsorge gebunden ist, bietet es sich an, von Notfall*begleitung* zu sprechen. Diese Differenzierung ist sowohl dem christlichen als auch dem muslimischen Selbstverständnis angemessener als eine unreflektierte Übernahme christlicher geprägter Terminologie.⁷

Neben der Familie ist die Moschee der wichtigste Ort muslimischer Religionsausübung. In Deutschland haben sich Muslime zu Moscheegemeinden zusammengeschlossen.⁸ Moscheen sind Stätten des Gebets und der religiösen Bildung von Kindern und Jugendlichen durch Koranunterricht. Darüber hinaus tragen sie für viele weitere Angelegenheiten muslimischer Religionsausübung Sorge, wie zum Beispiel die Organisation der Wallfahrt, die islamgemäße Verwendung religiöser Abgaben und Spenden oder die Fürsorge für Bestattungen nach islamischem Ritus. Das hauptamtliche Personal der Moschee besteht in den meisten Fällen lediglich aus einem Imam. Seine Hauptaufgaben sind, den fünf täglichen Gebeten vorzustehen, die Predigt zum Gebet am Freitag zur Mittagszeit zu halten und den Koran zu lehren. Nicht alle Moscheen haben einen hauptamtlichen Imam. Viele Imame sind neben- oder ehrenamtlich tätig. Darüber hinaus nehmen viele Gemeindeglieder andere Tätigkeiten in der Moschee ehrenamtlich wahr. Dazu gehört vor allem der Vorstand des Trägervereins, der sich aus gewählten Gemeindegliedern zusammensetzt.

Betrachtet man diese strukturellen Gegebenheiten mit Blick auf die Anforderungen, die sich aus seelsorglichen Fragen muslimischen Lebens an Moscheegemeinden und deren Vertreter ergeben, wird man eindeutig eine Überforderung feststellen müssen. Zwar kümmern sich Moscheen auch um soziale Belange ihrer Mitglieder, doch fehlen oft personelle und strukturelle Voraussetzungen für eine adäquate Betreuung. In verschiedenen Bereichen der Seelsorge, wie zum Beispiel dem Strafvollzug, der Kranken- und Altenpflege sowie der Notfallseelsorge, besteht ein akuter Bedarf an muslimischer Unterstützung. Imame sind aber, wie oben erläutert, keine Seelsorger im christlichen Verständnis. Sie sind für seelsorgliche Tätigkeiten in diesen Bereichen meistens nicht ausgebildet. Abdulgani Engin Karahan, Vertreter eines der größten Moscheeverbände in Deutschland, fasst die Situation mit folgenden Worten zusammen: „Ein großes Handicap der Moscheegemeinden in diesem Bereich ist jedoch, dass sie oftmals nur auf eingetretene Ausfallerscheinungen reagieren können. Sie sind bisher weder personell noch strukturell darauf ausgerichtet, diese Arbeit im Ganzen durchzuführen.“⁹

Mittlerweile zeichnet sich auf muslimischer wie nichtmuslimischer Seite ein Bewusstseinswandel ab, der die Notwendigkeit zur Einrichtung entsprechender Angebote und Strukturen erkennen lässt. So gibt es eine Reihe modellhafter Ansätze, die seelsorgliche Betreuung von Muslimen in verschiedenen Bereichen der Seelsorge zu verbessern.¹⁰ Das Prinzip der Fürsorge für den Mitmenschen bietet dafür von islamischer Seite eine geeignete theoretische Grundlage. Als Mitarbeitende kommen sowohl Imame als auch Gemeindeglieder in Betracht. In den islamischen Gemeinden gibt es dazu verschiedene Sichtweisen. Für den islamischen Theologen Kemalettin Oruç gehört Notfallbegleitung zu den originären Aufgaben der Imame in den Moscheen. Sie könnten zusätzlich zu ihren bisherigen Aufgaben als Notfallbegleiter zur Verfügung stehen.¹¹ Abdulgani Engin Karahan spricht sich dem-

gegenüber für eine stärkere Einbeziehung von Gemeindegliedern aus. Die Moscheegemeinde als solche habe in der Diasporasituation viele soziale Aufgaben übernommen. Imame könnten den wachsenden Herausforderungen alleine nicht genügen.¹² Ob Imame oder Gemeindeglieder, die Mitarbeit in der Notfallseelsorge setzt sowohl Eignung als auch eine entsprechende Ausbildung voraus.

Notfallseelsorge fällt nicht in den Bereich der von Staat und Religionsgemeinschaften gemeinsam verantworteten Seelsorge in öffentlichen Anstalten. Es handelt sich vielmehr um ein freiwilliges kirchliches Angebot, das in der Regel in ökumenischer Trägerschaft steht und auf der Kooperation mit Rettungsdiensten, Feuerwehr und Polizei basiert. Wenn auch kein Anspruch auf eine Einbeziehung muslimischer Organisationen besteht, so ist aus den genannten Gründen eine Mitarbeit von Musliminnen und Muslimen im Sinne der Verbesserung des Angebots für Muslime in Notsituationen dringend geraten. Es stellt sich dabei die Frage, wer Kooperationspartner der Notfallseelsorge sein kann. Muslimische Gemeinschaften sind anders als christliche Kirchen organisiert. Eine Mitgliedschaft in einer Moschee ist nicht zwingend vorgeschrieben. Lediglich eine Minderheit der Muslime gehört rechtlich gesehen islamischen Gemeinden an. Die Pluralität islamischer Organisationen in Deutschland stellt ein Spiegelbild der differenzierten religiösen Verhältnisse in den Heimatländern der zugewanderten Muslime dar. Ein funktionierendes System der Notfallseelsorge setzt verbindliche Vereinbarungen und Strukturen voraus. Aus praktischen Gründen kann es nur eine zentrale Rufnummer der Notfallseelsorge geben. Mitarbeitenden einer Einsatzleitstelle ist nicht zuzumuten, in extremen Situationen nach religiösen Gruppen oder Organisationen unterscheiden zu müssen. Erreichbarkeit und Übernahme des Einsatzes müssen geregelt sein.

Eine muslimische Notfallbegleitung lässt sich am besten durch die Integration muslimischer Mitarbeitender in die regulären Strukturen der Notfallseelsorge realisieren. Dieses System setzt voraus, dass eine Gruppe von Musliminnen und Muslimen eine entsprechende Ausbildung absolviert hat und zur Mitarbeit in der Notfallseelsorge zur Verfügung steht. Der Notfallseelsorger vom Dienst greift bei Bedarf auf einen muslimischen Notfallbegleiter zurück, der den Einsatz gemeinsam oder allein annimmt.

Christlich-islamische Kooperation

Die Christlich-Islamische Gesellschaft e.V. (CIG) hat in Zusammenarbeit mit dem Landespfarramt für Notfallseelsorge der Evangelischen Kirche im Rheinland und mit Unterstützung muslimischer Verbände einen Grundkurs zur Ausbildung ehrenamtlicher muslimischer Notfallbegleiterinnen und Notfallbegleiter konzipiert.¹³ Der Grundkurs entspricht den Standards, die für die Ausbildung ehrenamtlich Mitarbeitender der Kirchen gelten.¹⁴ Teilnahmevoraussetzungen und Kursinhalte wurden übernommen und den besonderen Anforderungen einer muslimischen Notfallbegleitung angepasst. Schwerpunkte sind dabei die Darstellung der theologischen Grundlagen der Notfallbegleitung aus islamischer Sicht sowie Rituale und Worte im Umgang mit muslimischen Verstorbenen bzw. deren Angehörigen. Darüber hinaus sind Besonderheiten von Muslimen in Notsituationen in allen Kursmodulen durchgängig berücksichtigt. Bisher wurde das Angebot zweimal durchgeführt, der dritte Durchgang soll Ende des Jahres 2012 beginnen. 60 Personen haben bisher die Ausbildung absolviert. Im Anschluss an den Grundkurs erfolgt die Weitervermittlung in die lokalen Strukturen der Notfallseelsorge. Dabei sind Vereinbarungen und Absprachen über die konkrete Zusammenarbeit zu treffen.

Exemplarisch soll das Kölner Modell der Mitarbeit muslimischer Notfallbegleiterin-

nen und Notfallbegleiter in der Notfallseelsorge dargestellt werden.¹⁵ In Köln arbeitet die Notfallseelsorge mit der Christlich-Islamischen Gesellschaft e. V. zusammen, die ein Team muslimischer Notfallbegleiter zur Verfügung stellt. Die Alarmierung erfolgt nach dem vereinbarten Verfahren. Im Notfall greift der Notfallseelsorger vom Dienst auf eine geeignete Person aus dem Team zurück. Darüber hinaus gibt es eine Reihe weiterer Vereinbarungen. Die Kölner Notfallseelsorge hat sich zu einer kontinuierlichen Unterstützung der muslimischen Notfallbegleitung bereit erklärt. Dazu gehört die Vorbereitung, Begleitung und Nachbereitung der Einsätze. In der Regel gehen der Notfallseelsorger und der muslimische Notfallbegleiter gemeinsam in den Einsatz. Sie arbeiten zusammen, insofern sich der muslimische Notfallbegleiter um die muslimischen Betroffenen kümmert und sich der Notfallseelsorger zu dessen Unterstützung im Hintergrund hält und als Bindeglied zu den Einsatzkräften zur Verfügung steht. Im Anschluss besprechen sie den Einsatz. Für die Praxis muslimischer Notfallbegleitung hat sich diese Form der Zusammenarbeit als sehr hilfreich und notwendig erwiesen. Die muslimischen Notfallbegleiter können bei den Einsätzen auf Erfahrung und Unterstützung der Notfallseelsorger zurückgreifen. Sie haben die Möglichkeit, ihre Eindrücke sowie belastende Erlebnisse zu reflektieren und erhalten eine Resonanz auf ihr Agieren im Einsatz. Gleichzeitig stellt die Zusammenarbeit ein gelungenes Beispiel eines Dialogs des Handelns dar, in dem Muslime und Christen sich gemeinsam zum Wohl anderer Menschen einsetzen.

Initiativen der Zusammenarbeit in der Notfallseelsorge und Notfallbegleitung existieren nicht nur in Köln, sondern unabhängig davon auch in Berlin und Mannheim. Sie suchen nach Wegen, wie muslimischen Betroffenen noch besser als bisher geholfen werden kann. Darüber hinaus sind diese Initiativen praktischer Ausdruck eines veränderten Verhältnisses von Muslimen und Christen in der Gesellschaft. Sie schaffen

verlässliche Strukturen eines verantwortungsvollen Miteinanders in der gemeinsamen Sorge um Menschen in Not. Während der gesellschaftliche Diskurs an vielen Stellen noch immer dahin tendiert, muslimisches Leben in Deutschland als problembehaftet wahrzunehmen, treten Musliminnen und Muslime hier als Teil einer Lösung und nicht eines Problems auf.

Weitere Informationen:

Die Christlich-Islamische Gesellschaft e. V. bietet Gruppen und Institutionen Fortbildungen im Bereich der interreligiösen Kompetenz an. Auf der Internetseite <http://hp.christenundmuslime.de/service/> finden sich Beschreibungen der Angebote im Einzelnen.

Aktuell sind auf dem Buchmarkt drei Sammelbände erhältlich, die sich intensiv mit dem Thema Notfallbegleitung bzw. Notfallseelsorge im multireligiösen Kontext befassen:

Lemmen, Thomas/Yardim, Nigar/Müller-Lange, Joachim (Hrsg.): Notfallbegleitung für Muslime und mit Muslimen. Ein Kursbuch zur Ausbildung Ehrenamtlicher. Gütersloh 2011.

Das Buch beschreibt die theoretischen Grundlagen der Notfallseelsorge aus christlicher und der Notfallbegleitung aus muslimischer Sicht. Es folgen die einzelnen Kursmodule zur Ausbildung muslimischer Notfallbegleiterinnen und Notfallbegleiter. Darüber hinaus werden organisatorische und praktische Fragen der Zusammenarbeit mit der Notfallseelsorge behandelt.

Brandt, Horst/Fiedler, Justus/Fränkert-Fechter, Hermann/Tuncay, Ismail (Hrsg.): Wenn das Unfassbare eintritt. Erste Hilfe für die Seele in multikultureller und multireligiöser Gesellschaft. Würzburg 2012.

Ausgehend von Herausforderungen einer multikulturellen und multireligiösen Gesellschaft wird der Umgang mit Tod und Leid in Judentum, Christentum und Islam dargestellt. Die folgenden Kapitel setzen diese Voraussetzungen in konkreten Einsatzsituationen der Notfallseelsorge um und entwickeln Lösungsansätze für eine angemessene Betreuung von Betroffenen.

Wenz, Georg/Kamran, Talat (Hrsg.): Seelsorge und Islam in Deutschland. Herausforderungen, Entwicklungen und Chancen. Speyer 2012.

Grundlegenden Darstellungen zur Seelsorge aus jüdischer, christlicher und muslimischer Perspektive folgen Überlegungen zur Einbindung muslimischer Betreuungsangebote in die bestehenden Strukturen der Krankenhaus- und Notfallseelsorge. Der Praxisteil konzentriert sich auf Beispiele aus dem Bereich der Krankenhauseelsorge

Anmerkungen:

- ¹ Müller-Lange, Joachim: Notfallseelsorge: Erste Hilfe für die verletzte Seele, in: Lemmen, Thomas/Yardim, Nigar/Müller-Lange, Joachim (Hrsg.): Notfallbegleitung für Muslime und mit Muslimen. Ein Kursbuch zur Ausbildung Ehrenamtlicher. Gütersloh 2011, 10.
- ² Viele Polizeibehörden haben für diesen Zweck Stellen für Kontaktbeamte zu muslimischen Institutionen geschaffen.
- ³ Vgl. Lemmen, Thomas: Islamische Religionsausübung in Deutschland, in: Lemmen, Thomas/ Miehle, Melanie: Islamisches Alltagsleben in Deutschland. Hrsg. vom Wirtschafts- und sozialpolitischen Forschungs- und Beratungszentrum der Friedrich-Ebert-Stiftung. Bonn 2001, 49-58.
- ⁴ Yardim, Nigar: Theologische Grundlagen der islamischen Fürsorge und Anforderungen an eine Notfallbegleitung für Muslime, in: Lemmen, Thomas: Notfallbegleitung, 21.
- ⁵ Zitiert nach ebd. 20.
- ⁶ Ebd.

- ⁷ Der Begriff *interreligiöse Seelsorge* ist ebenfalls missverständlich. Er vermittelt den Eindruck eines religionsübergreifenden seelsorglichen Handelns. Besser wäre allenfalls, von Seelsorge im interreligiösen Kontext zu sprechen.
- ⁸ Vgl. Lemmen, Thomas: Die Präsenz des Islam in Deutschland – gesellschaftliche Rahmenbedingungen und kirchliche Handlungsmöglichkeiten, in: Freise, Josef/Khorchide, Mouhanad (Hrsg.): *Interreligiosität und Interkulturalität. Herausforderungen für Bildung, Seelsorge und Soziale Arbeit im christlich-muslimischen Kontext. Studien zum interreligiösen Dialog* Bd. 10. Münster u. a. 2011, 93-117.
- ⁹ Karahan, Abdulgani Engin: Notfallbegleitung für Muslime oder mit Muslimen?, in: Lemmen, Thomas: *Notfallbegleitung*, 43.
- ¹⁰ Die Jahrestagung des Zentrums für Islamische Theologie Münster/Osnabrück widmete sich vom 27. bis 29. Juni 2012 dem Thema unter dem Titel „Islamische Seelsorge zwischen Herkunft und Zukunft. Von der theologischen Grundlegung zur konkreten Praxis in Deutschland.“
- ¹¹ Vgl. Oruç, Kemalettin: Religiöse Grundlagen einer islamischen Notfallbegleitung, in: Lemmen, Thomas: *Notfallbegleitung*, 40.
- ¹² Vgl. Karahan, Abdulgani Engin: *Notfallbegleitung für Muslime oder mit Muslimen?*, 43f.
- ¹³ Vgl. Lemmen, Thomas: *Notfallbegleitung*.
- ¹⁴ Vgl. Vereinbarung der Konferenz der Beauftragten für Notfallseelsorge und Seelsorge in Feuerwehr und Rettungsdienst in den Bistümern und Landeskirchen NRW zur Qualitätssicherung der Aus- und Fortbildungsinhalte im Bereich Notfallseelsorge, Notfallseelsorge in Leitungs- und Führungsfunktionen, Seelsorge in Feuerwehr und Rettungsdienst, Fassung Oktober 2007.
- ¹⁵ Vgl. Meichsner, Michael/Reiprich, Holger: Die Zusammenarbeit der Notfallseelsorge Köln mit der muslimischen Notfallbegleitung, in: Lemmen, Thomas: *Notfallbegleitung*, 134-142.

Thomas Kroll

Triumph der Humanität?

Michael Hanekes meditativ-provokantes Meisterwerk „Liebe“

*In memoriam Claudia Mies (1954-2012),
meiner Kollegin in der Kath. Filmkommission*

Die Liebe ist des Kinos liebstes Kind. Sie kennt keine Schranken und ist stärker als der Tod. Ein populäres Beispiel: In „Pretty Woman“, einer Komödie mit märchenhaften Zügen, rettet die Liebe ein gefallenes Mädchen aus der Gosse und einen einsamen Manager vor Erstarren und Kältetod in der Geschäftswelt.

Dergleichen wird man nicht erwarten dürfen bei Michael Hanekes neuem Film mit dem schlichten Titel „Liebe“. Denn der Siebzigjährige will mit seinen Filmen „verunsichern, Erwartungen düpiieren, Sehgewohnheiten in Frage stellen.“ (Andreas Kilb)

Skizze der Filmhandlung

„Liebe“ beginnt in Stille. Texteinblendungen mit Stabangaben, dazwischen Schwarzbild.

Plötzlich Licht. Eine Tür wird aufgebrochen, die Feuerwehr dringt in eine Wohnung ein. Man öffnet eine zweite Tür, die mit Klebeband abgedichtet ist, und entdeckt eine alte Frau. Die liegt tot auf dem Ehebett, trägt ihr bestes Kleid und ist mit Blumen geschmückt. Schließlich der Filmtitel.

Der Prolog nimmt das Ende vorweg, kündigt vom Unausweichlichen und lädt ein zum Rückblick. Der beginnt im Pariser Théâtre des Champs-Élysées. Anne und Georges, beide jenseits der achtzig, besuchen ein Konzert von Alexandre Tharaud, einem früheren

Klavierschüler von Anne, inzwischen ein Star der Klassik-Szene.

Eines Morgens beim gemeinsamen Frühstück reagiert Anne nicht auf Georges, sondern starrt schweigend ins Leere. Ein minutenlanges Aussetzer, dessen sie sich später nicht bewusst ist. Grund ist eine verengte Halsschlagader.

Ein erster Schlaganfall folgt. Die Operation missglückt. Anne ist fortan halbseitig gelähmt. Sie sitzt im Rollstuhl, kann nicht mehr musizieren, ist aber noch geistig rege. Ihrem Mann nimmt sie das Versprechen ab, dass sie nie wieder ins Krankenhaus zurückkehren muss.

Georges kümmert sich liebevoll um Anne. Er hilft ihr beim Ankleiden und auf der Toilette ebenso wie bei der Krankengymnastik. Eine Pflegerin wird alsbald wieder entlassen, weil sie Anne beim Kämmen der Haare Schmerzen bereitet und zudem wie ein Kleinkind behandelt hat.

Ein zweiter Schlaganfall fesselt Anne ans Bett. Die Tochter, die mit ihrer Familie im Ausland lebt, drängt den Vater, die Mutter in ein Krankenhaus zu geben. Eine kurze, heftige Auseinandersetzung folgt, und Georges hält an seinem Versprechen fest.

Eines Tages weigert sich Anne zu trinken. Sie schließt die Lippen vor Georges und der Schnabeltasse, spuckt ihm schließlich ins Gesicht. Georges ohrfeigt seine Frau – und ist über sich selbst geschockt.

Schließlich sitzt Georges wieder bei seiner Ehefrau und erzählt ihr eine Geschichte aus seiner Jugend. Plötzlich nimmt er ein Kopfkissen und erstickt Anne.

Am Ende irrt die Tochter durch die leere Wohnung ihrer Eltern.

Konzentration und Präzision

„Liebe“ ist ein grandioses Kammerspiel und ein faszinierender Schauspielereffilm. Den beiden französischen Film-Ikonen Emanuelle Riva und Jean-Louis Trintignant bereitet Michael Haneke nochmals eine große Bühne. Die beiden Alten, Jahrgang 1927 und 1930, wissen sie zu füllen. In ihren Gesichtern wird

liebende Zuwendung ebenso sichtbar wie Hilflosigkeit und Überforderung, Intimität und Scham, Sehnsucht und Schmerz. Großartiges Schauspiel und Authentizität statt Maskerade.

Zu ihnen gesellt sich Isabelle Huppert. Sie spielt die Tochter, die überfordert ist, für rasche, pragmatische Lösungen plädiert, im Grunde aber nicht versteht, was die Beziehung, ja die Bindung ihrer Eltern ausmacht und bedeutet.

Auf den ersten Blick geschieht in „Liebe“ nicht allzu viel. Mitunter montiert Haneke Tag- und Alpträume in den Handlungsfluss ein, die nicht sofort als solche zu erkennen sind. Außen und Innen verschmelzen. Aber auch dann konzentriert sich die Handlung auf einen überschaubaren Ort. Der wird zu einem weiteren Hauptdarsteller sowie zum Spiegel eines langen gemeinsamen Weges und kulturell erfüllter Zweisamkeit. Ähnlich ist es mit den Gemälden an den Wänden der Wohnung. Zweimal fügt Haneke die Landschaften in Öl zu einer Bildersequenz zusammen und unterbricht, ja kommentiert so den ohnehin ruhigen Handlungsfluss.

Mehrmals ertönt in Hanekes Film Schuberts Impromptu Ges-Dur, so im Konzert zu Beginn. so in einem Tagtraum mit Anne am Klavier. Romantischer Abgesang?

Wenn Georges Bachs Choralvorspiel „Ich ruf zu Dir, Herr Jesu Christ“ hört und nach kurzer Zeit den CD-Spieler ausstellt, darf man dies als Gebet und als Ausdruck der Verzweiflung deuten.

Ein Film, der viel Ruhe ausstrahlt – und dennoch Schrecken verbreiten mag. Denn Haneke zeigt wieder einmal ungeschönt, was ist, was auf das Kinopublikum zukommen mag, hier: mangelnde Beweglichkeit, abnehmende geistige Ansprechbarkeit, Bettlägrigkeit, Ohnmacht und Ausgeliefertsein, Abschiednehmen. In all dem Zärtlichkeit und Fürsorge, aber auch Überforderung und Ungeduld, Scham sowie Aggression – auf beiden Seiten.

Was heißt hier Liebe?

Die Idee für den Filmtitel, so Haneke, gehe auf Jean-Louis Trintignant zurück. Der meinte „nach Lesen des Drehbuchs, die Geschichte sei so voller Liebe, warum der Film nicht gleich diesen Titel trage.“ Was Haneke selbst unter Liebe versteht, ist dem Regisseur nicht zu entlocken: „Das bleibt mein Geheimnis. Es ist ein Unsinn, solche Dinge definieren zu wollen, da kann man nur scheitern.“ Man wird aber darüber reden, wenn nicht gar streiten müssen.

Darf man Georges aktive Sterbehilfe, sein Töten auf Verlangen, als Liebestat verstehen, zumal Annes Erstickungstod ausgiebig gezeigt wird, in seiner Grausamkeit visuell nahezu unerträglich gefilmt ist? Oder, so wird man ferner fragen, bezieht sich der Filmtitel lediglich auf die aufopfernde, teilweise überfordernde Pflege des Ehegatten? Weiter gefasst konfrontiert der Film mit der Frage: Was geschieht mit der Liebe eines Ehepaares, wenn die Partner alt werden? Wie handeln, wie Nähe, Verantwortung, Liebe wahren angesichts von Altern und Sterben, angesichts des ultimativen Verfalls und des Verlusts von Persönlichkeit?

Und wie ist angesichts von Hanekes Film die biblische Sentenz zu verstehen: Die Liebe „erträgt alles, glaubt alles, hofft alles, hält allem stand. Die Liebe hört niemals auf“ (1 Kor 13, 7.8a)?

Die Jury der Evangelischen Filmarbeit wählt „Liebe“ zum Film des Monats September. In der Begründung liest man: „Liebe“ ist „kein Film über die Pflege im Alter, sondern ein Film über die Intimität der Liebe, ihre Belastbarkeit, ihre Grenzen und ihre Größe. ... Den geliebten Menschen verlieren und selbst an der Liebe bis zum Schluss festhalten: Regisseur Michael Haneke konfrontiert uns mit dem ungemilderten Schrecken des Sterbens, lässt aber das Menschliche unzerstört. ‚Denn die Liebe ist so stark wie der Tod‘ (Hohelied 8,6) – nicht stärker, aber auch nicht schwächer.“

Christian Hennecke

Entscheidungskirche oder Volkskirche?

Ein Plädoyer für ein Kirchenverständnis jenseits reizender Alternativen

Das „Oder“ ist spannend. Es ist spannend, und man muss sich entscheiden, Position beziehen. Es simuliert Alternativen, die oft keine sind. Genauso ist es auch bei dem berühmten Paar Volkskirche oder Entscheidungskirche: hier wird ein Gegensatz simuliert, der bewusst mit der Ambivalenz und Unschärfe der Begriffe hantiert.¹

Was genau ist denn die Volkskirche?

Im Hintergrund schwelt das Bild einer Kirche, die fast deckungsgleich mit der Gesellschaft ist. Wir sind alle – irgendwie – katholisch oder eben evangelisch, und können es auch gar nicht anders sein, denn es gibt eigentlich kein sinnvolles „außerhalb“: es ist wie in einem Aquarium. Wir alle schwimmen mit, und jeder und jede hat seinen Ort in volkswirtschaftlichen Gewässern zwischen persönlichen spirituellen Wegen und innerer Emigration, zwischen Berufungsgeschichte und resignierter Indifferenz. Ein gelungenes Modell, ohne Frage. Denn es gelang eine Integrationsleistung, die auch eine Glaubensweitergabe ermöglichte. Kinder wuchsen einfach hinein in eine Tradition, die sie ohne Wahl übernehmen mussten. Der Reichtum und die Vielfalt dieser Kirchengestalt, das hohe Engagement vieler Christen, die Blütezeit der Verbände und Gemeinschaften, der Wallfahrten – das steckt immer noch hinter jeder Klage, das zu wenig Menschen in die Kirchen kommen, und dass das Firmsakrament zum feierlichen Akt des Kirchenaustritts verkommen sei.

Spätestens seit den siebziger Jahren rekonfiguriert sich diese Volkskirche in einer neuen gesellschaftlichen Situation. Als die Menschen in den modernen Spannungsraum von Mobilität, Wahlfreiheit und Individualisierung eintraten, da wurde deutlich, dass es nicht mehr selbstverständlich ist, christlich zu glauben. Die Zahlen der Umfragen, die Sinusmilieustudie sprechen hier eine deutliche Sprache: Eine Volkskirche im klassischen Sinne ist nicht mehr vorhanden, auch deswegen nicht, weil die Voraussetzungen dafür fehlen. In postmodernen Gesellschaften gibt es einen „Zwang zur Häresie“ (Peter Berger) – einen „Zwang zum Wählen“: man muss wählen, was und wie man glaubt. Man darf es auch – und man will es auch.

Damit differenzierte sich seither die äußerlich homogene, innerlich aber schon immer vielfältige christliche Glaubens- und Kirchenlandschaft. Und plötzlich gab es auch die katholische Version der Entscheidungs-kirche: „Wer mitmacht, erlebt Gemeinde“. Die Gemeindeftheologie kennt einen harten entschiedenen Kern, ein echtes Milieu des Glaubens, das sich in der Feier der Eucharistie, im gemeindlichen Engagement und einer kleinen und schrumpfenden Kultur katholischer Tradition zeigt, mit traditions-tragenden Verbänden, Jugendgruppen. Es entsteht die durchaus verschieden interpretierbare Kategorie des „praktizierenden Katholiken“, es ist die Zeit der multitaskenden „Ehrenamtlichen“ und dem Versuch, das Leben der Gemeinde selbst zu gestalten. Es hat etwas Vereinsartiges, modelliert sich an der Erfahrung der Verbände – und formt Exklusivität: Man kennt sich – die anderen sind „fremd“. Sie kommen nur zu Weihnachten, wollen nur das Fest der Kommunion mitnehmen, sind Eventchristen, Weihnachtsmänner und Osterhasen. Es gibt ein Drinnen und Draußen in dieser Konfiguration. Allerdings: 90 % sind „außerhalb“ dieser festgefühten Wirklichkeit einer Kirchengemeinde. Und in dem Moment, in dem Gemeinde zu einer sehr entschiedenen Wiederaufnahme und Weiterentwicklung

des Milieukatholizismus unter veränderten Bedingungen wird, institutionalisiert sich Kirche weiter. Da Kirche mehr ist als Gemeinde, entsteht eine Dienstleistungskonfiguration, die einem modernen Kundenverhältnis ähnelt. Weiterhin können alle an der Kirche teilhaben, tun dies aber nur gelegentlich, eben bei Bedarf. Es bedarf hier auch keiner Entscheidung – oder doch? Ja, man muss sich entscheiden, weiter zur ererbten Taufe zu stehen. Auch wenn dies begrifflich unter dem Stichwort „treue Kirchenferne“ beschreibbar wird – theologisch korrekt ist dies nicht: Getaufte, wie auch immer sie sich beteiligen mögen, gehören zur Kirche, ganz.

Mit den siebziger Jahren entwickelt sich auch eine „kategoriale“ Kirchenkultur, die die Enge gemeindlicher Entscheidungskultur in eine große Weite führt. Die katholischen Schulen und Kindergärten, die Einrichtungen der Caritas, die Beratungsstellen und vieles mehr: sind sie nicht „ein starkes Stück Kirche“ (so der Slogan der Hildesheimer Caritas)? Und engagieren sich nicht viele Christen gerade in diesen Kontexten? Wird nicht gerade hier, in Tat und Wort, das Evangelium sehr wirkmächtig verkündet? Kein Zweifel, für die meisten Menschen heute, Christen wie Nichtchristen, sind es diese Orte, an denen sie der Kirche begegnen und der heilenden Botschaft Christi begegnen. Und insgesamt findet Volkskirche weiter statt.

Schleichendes Unbehagen mit einer volkscirchlichen Milieukultur

Je länger der Erosionsprozess gewachsener Katholizität voranschreitet, desto mehr diffuses Unbehagen schleicht sich ein. Das Bild wird schief. Viele Fragen entstehen: Wie viel christliche Substanz ist in den Einrichtungen der Caritas? Warum tut sich die deutsche Gemeinde-Kirche so schwer mit charismatischen Aufbrüchen? Ist die eigentliche Kirche wirklich die Gemeinde mit ihrem oft schwierigen exklusiven Zugangsvoraussetzungen

und klaren Zugehörigkeitskriterien, die dazu noch „milieuverengt“ sind?

Wie steht es um die Glaubenssubstanz, wie um die spirituelle Mitte? Wie ist ein manchmal fast trotziger Traditionalismus zu bewerten? Wieso findet sich eine ganze Generation bewusst Entschiedener ohne Nachfolger? Warum fehlt der missionarische Geist? Was ist mit der „diakonischen Ohnmacht“?

Die Alternative kann nun eben gerade nicht Entscheidungskirche sein, denn wie beschrieben zeigt sich dieses „oder“ eben gerade nicht als zielführend. Es geht um ein neues Bild, eine neue Perspektive und Vision, die sich nach einem weiteren Kirchenverständnis ausstreckt.

Was ist eigentlich gemeint mit der Rede von der Entscheidungskirche?

Ein Blick auf die Kultur der Freikirchen ist die Folie, auf der um das Thema gestritten wird: Wer sich wirklich bekehrt, der gehört nun zur Gemeinde Gottes – die anderen stehen draußen, und müssen bekehrt werden. Ein solches Bild, so sei mit Verlaub gesagt, ist eine Karikatur, und kann nur jene kränken, die mit hohem Engagement in den freikirchlichen Gemeinden unseres Landes leben und sich einbringen. Auch Freikirchen kennen gestufte Zugehörigkeit, aber sie bringen einen Akzent ans Licht, der spätestens mit dem Ende der sammelnden volkskirchlichen Kultur sich mit aller Dringlichkeit stellt. Benedikt XVI. hat dies gleich zu Beginn seines Pontifikats deutlich gemacht, wenn er in der Enzyklika „Deus Caritas est“ den christlichen Glauben konstituiert sieht in der Begegnung mit Jesus Christus: „Am Anfang des Christseins steht nicht ein ethischer Entschluss oder eine große Idee, sondern die Begegnung mit einem Ereignis, mit einer Person, die unserem Leben einen neuen Horizont und damit eine entscheidende Richtung gibt“ (DCE 1). Und bei seinem Besuch in Deutschland formulierte er: „Wir sehen, dass in unserer reichen westlichen

Welt Mangel herrscht. Vielen mangelt es an der Erfahrung der Güte Gottes. Zu den etablierten Kirchen mit ihren überkommenen Strukturen finden sie keinen Kontakt. Warum eigentlich? ... Ich denke, ehrlicherweise müssen wir doch sagen, dass es bei uns einen Überhang an Strukturen gegenüber dem Geist gibt. Und ich füge hinzu; Die eigentliche Krise der Kirche in der westlichen Welt ist eine Krise des Glaubens. Wenn wir nicht zu einer wirklichen Erneuerung des Glaubens finden, wird alle strukturelle Reform wirkungslos bleiben.“²²

Hier kommen wir der Hintergrundfolie näher, auf der zwar reizende, aber dennoch fruchtlose Alternativen aufgemacht werden können: Volkskirche als gesetzter Rahmen für eine selbstverständliche und ererbte, aber auch alternativlose Glaubenskultur steht für eine umfassende christentümliche Gesellschaft, in der sehr differenzierte Zugänge zum Glaubensgeschehen möglich waren, solange man sich formal „drinnen“ bewegte. Nicht einmal glauben musste man, um formal Christ zu sein. Seit sich diese Gesellschaftsformation verwandelt hat, gibt es diesen Typ einer Volkskirche nicht mehr. Umgekehrt wird in einer Situation moderner oder postmoderner Gesellschaften die Frage nach dem persönlichen Glauben – und eben nicht nach der Zugehörigkeit zu einer Kirche! – zu einer Entscheidung. Es geht aber nicht um eine positivistische Entscheidung, sondern um die Antwort auf die Gnade der Zuwendung Gottes, es geht um Berufung, und damit um die Frage, wie Glaube in Zukunft gefunden, geweckt, entdeckt und gelebt werden kann.

Von daher stimmen die Alternativen nicht mehr: Selbstverständliche ererbte Eingebundenheit steht nicht mehr gegen eine bewusst reflektierte Entscheidung für einen elitären Weg weniger (und einer grossen „massa damnata“), sondern eigentlich darf davon ausgegangen werden, dass jeder und jede – und auch jeder und jede Getaufte – einen sehr bewussten und entschiedenen Weg geht, eben seinen je eigenen Weg.

Damit ist hier von einer doppelten Weitung die Rede, die zu reflektieren ist. Auf der einen Seite ergibt sich eine Weitung des Kirchenverständnisses – auf der anderen Seite kommt es zu einer Weitung des Glaubensverständnisses. Und die These lautet: Wir stehen jenseits der reizenden Alternative vor einem neuen Paradigma im Verstehen von Glauben und Kirche. Und deswegen geht es weder darum, die klassischen volksgemeinschaftlichen Parameter zu erhalten, noch geht es darum, Glauben zu einem elitären Ding weniger Erwählter zu machen und eine spirituelle Anspruchskirche zu definieren. Nein, es geht schlicht darum, in dieser neuen Situation auf eine neue Weise Kirche zu werden.

Auf dem Weg zu einem neuen Verstehen des Kircheseins

Einen wichtigen Beitrag zu einem solchen Neuverständnis leistet der anglikanische Theologe und Bischof John Finney³. Finney ist einer der Protagonisten der anglikanischen Bemühungen um eine angemessene Evangelisierungsstrategie, die seit den 90er Jahren einen Antwortversuch der anglikanischen Kirche auf die postmodernen Herausforderungen darstellt – und einmündet in eine postmoderne Verbundung kirchlicher Wirklichkeit in der These von einer „mixed economy of church“ (Rowan Williams) und der Bewegung der „fresh expressions of church“⁴. Die neue Situation des Glaubens in postmodernen Settings verlangt aber auch eine neue Wahrnehmung der Zugehörigkeitweisen – und dies, so Finney, führt zu einer grundsätzlichen Unterscheidung des Verstehens von Kirche und Zugehörigkeit. Finney orientiert sich dabei an Thesen von P. Hiebert, der zwischen „bounded set“-Kirchen und „centred set“-Kirchen unterscheidet.⁵

„Bounded Set“ Kirchen können beschrieben werden als Gemeinschaften, die ein klares Innen und Außen kennen, sich also über Grenzen definieren. Ein solches Kirchenverständnis orientiert sich sehr schnell auch

wertend: Orthodoxie kann wertend unterschieden werden von falschem Glauben/keinem Glauben – und die Schwelle zum Eintreten in diese Glaubensgemeinschaften ist sehr hoch: „Erwartungen an neue Mitglieder: Beim Eintritt muss eine hohe Schwelle überwunden werden. Die Einführung in das Leben als Christ kann über die Erwachsenentaufe erfolgen, durch den Eintritt in die Kirche oder durch etwas anderes, das von der Kirche festgelegt wird. Weiterhin muss sichtbar werden, dass die Grenze überschritten worden ist.“⁶

Finney diagnostiziert bei diesem Kirchentyp eine tendenziell konservative Grundtendenz, die auch bei Aufbrüchen eher Rückkehrtendenzen hat und zugleich eine eher negative und pessimistische Welteinschätzung: „Wichtig für eine solche Kirche ist die „Pflege der Grenzen“, damit die unterscheidenden Merkmale deutlich bleiben.“⁷

Deutlich zu erkennen ist schon bei dieser kurzen Beschreibung, dass unsere katholische Kirche gewiss Dimensionen dieses Kirchentypus in sich birgt: denn in der Tat gehört zur Beschreibung einer Glaubensidentität und des Hineinwachsens in den Glauben die Wahrnehmung von Identität, Stufe und Unterscheidung.

Inspirierend wirkt der Blick auf „Centred Set“ Kirchen: „Beschreibung einer Gruppe anhand ihres Zentrums. Eine solche Gruppe entsteht, wenn ein Zentrum markiert worden ist und die Beziehung zu diesem Zentrum der Faktor ist, der die ganze Gruppe definiert. Menschen bewegen sich entweder auf das Zentrum zu oder von ihm weg ... Die Schwellen, die eine so definierte Gruppe von anderen unterscheiden, sind niedriger und weniger bedeutsam, und die Merkmale, die die Grenzziehung ermöglichen, sind weniger wichtig.“⁸

Diese Beschreibung macht deutlich – so sieht es auch Finney –, dass keine Kirche oder kirchliche Gemeinschaft sich ganz auf der einen oder anderen Seite bewegt, sondern in

sich Elemente der einen und der anderen Gestalt des Kircheseins enthält. Dennoch ruft diese Beschreibung eine Entwicklung unserer Kirche wach, die sich in der konziliaren Ekklesiologie und in der konkreten Ekklesiopraxis zeigt, und damit eben jenes jenseits ungeeigneter Alternativen deutlich ins Licht rückt. Dabei zeigt sich dann zum einen, wie eine dem Konzilsanliegen angemessene Ekklesiopraxis eben „weiter“ denken kann als in den Kategorien von Entscheidung und Nicht-Entscheidung, wie sie „weiter“ wird im Blick auf ein differenziertes Netzwerk kirchlicher Sozialformen, und wie sie zugleich auf einen spirituellen Kirchenentwicklungsprozess lockt, auf dem Spiritualität eben nicht eine elitäre Exklusivität, sondern alltägliche und einfache Grundpraxis des Volkes Gottes werden kann, das dabei seine Taufwürde und sein Charisma, seine Kirchlichkeit und Eigenverantwortung neu entdeckt.

Konziliare Eckdaten zukünftiger Ekklesiopraxis

Im Licht der neuen Glaubenssituation, die sich durch die gesellschaftlichen Veränderungen ergeben haben und die klassische Konfiguration des volkskirchlich ererbten und gebundenen Glaubens (und seiner entscheidungskirchlichen Alternative) in eine unaufhaltsame Erosion führten, wird nun deutlich, in welcher Weise die konziliare Prophetie einen neuen Blick auf eine zukünftige Ekklesiologie und zukünftige Ekklesiopraxis eröffnet, der zugleich die sakramentale Gründung des Geheimnisses der Kirche nicht außer acht lässt – sondern erst richtig ins Spiel bringt.

Für unseren Kontext ist eine relecture der Ekklesiologie des II. Vatikanischen Konzils in dreifacher Hinsicht bereichernd.

– Zunächst und vor allem ist das Verständnis der Sakramentalität und der sakramentalen Grundstruktur der Kirche neu in den Blick zu rücken. Wenn das

Konzil in LG 1 einsetzt beim Geheimnis der Kirche, dann ist die hier gewählte Perspektive taktgebend für die gesamte Ekklesiologie des Konzils – und damit zugleich auch für Spiritualität und Ekklesiopraxis, die daraus wächst: Christus – Licht der Völker – ist der Raum, in dem Kirche sich ereignet: nicht von einer „Struktur“ her wird Kirche gedacht, auch nicht von einer hierarchischen Grundgestalt des Amtes, der es natürlich bedarf, um den sakramentalen Dienst am Volk Gottes zu ermöglichen. Kirche wird vielmehr von einer Gegenwart verstanden, die ihrerseits sich in ekklesiopraktischen Vollzügen auswirkt. Die Gegenwart des Auferstandenen ist dabei nicht ein Status, sondern setzt eine Sendung frei. Dort, wo zeichenhaft oder wirksam die Einheit Gottes mit der Menschheit und der Menschen untereinander erfahrbar und ansichtig wird, da ist Kirche sie selbst – Ort der Anwesenheit Christi, des Reiches Gottes „in actu“. *Communio* als Geheimnis der teilgebenden Gegenwart Gottes wirkt sich in der Lebensform des Kircheseins aus als ein spiritueller Vollzug der Gemeinschaft, die ihrerseits auf das sammelnde Handeln des Geistes selbst ausgerichtet ist. Das bedeutet nun auch, dass die Sakramentalität der Kirche als Existenz- und Lebensvollzug grundlegend für die Feier der Sakramente ist – und umgekehrt die Feier der Sakramente ermöglicht, dass die Kirche ihr Geheimnis der Gegenwart des Auferstandenen lebt und sich Kirche so beschenkt ausweist als Ikone der Dreifaltigkeit. Und zugleich gilt ja auch: Überall wo sich diese Einheit ereignet – auch außerhalb der Grenzen klassischer Gemeindegsettings (Kirche, Pfarrheim, Gruppe) – ereignet sich Kirche. Das wird uns im Blick auf die heutige Ausdifferenzierung weiter beschäftigen.⁹

– In der konkreten Geschichtlichkeit der Kirche zeigt sich diese Dimensionierung in der grundlegend eschatologischen Perspektive der Kirche: Das Volk Gottes ist bleibend auf dem Weg: „Wir haben hier keine bleibende Stadt“, wie der Hebräer-

brief (13,14) formuliert. Das bedeutet zum einen – fast banal – die Selbstübersteigerung im Sterben und Auferstehen geschichtlicher Kirchengestalten, zum anderen aber führt es eine Grundperspektive ein, die dem von John Finney beschriebenen Typus einer „Centred-set Kirche“ entspricht: Die Mitte und das Ziel, auf das alle Christgläubigen hinwachsen, ist das Reich Gottes, das himmlische Jerusalem. Damit wird dann auch klar, dass Christsein kein rein objektiv-sakramentaler Status des Getauften ist, sondern dass die sakramentale Objektivität einen geistlichen Wachstumsraum eröffnet, auf dem ein Christ, in seiner Eingebundenheit in den Leib Christi, bleibt. „Jüngerschaft“ heißt die Grundkategorie eines gemeinsamen Lernweges, der sich ausstreckt auf das Ankommen in das Reich Gottes. Deswegen wird 40 Jahre später Johannes Paul II. die Rezeption des 2. Vatikanum stark verknüpfen mit dem 2. Teil von Lumen Gentium, wo genau die „Wachstumsfrage“ des Christwerdens unter dem Stichwort der Heiligkeit verhandelt wird. In „Novo Millennio Ineunte“ spricht er dann auch deutlich von einer „Pädagogik der Heiligkeit“ und einer „Spiritualität in Gemeinschaft“, die Grundpraxis des Christseins in der Kirche ist.

- Nun hat das 2. Vatikanum gerade auch diesen Prozess des Christwerdens neu geordnet in eine für unseren Kontext immer noch kaum rezipierte Wiederaufnahme des Katechumenats als dem Regelweg des Christwerdens. Dort, wo das 2. Vatikanum in dieser Perspektive aufgegriffen wurde (in Asien, Afrika, USA, Frankreich), gehört die Perspektive des werdenden Christen, der sein Leben aus einer biblischen und liturgischen Spiritualität nährt, zu einer neuen Grundkonfiguration des Christseins und einer Erfahrung der Kirchlichkeit, die sich auch weniger schwertut mit charismatischen Aufbrüchen als die deutsche Kirche. Gerade dieser Zugang ermöglicht es nun auch, jenseits der Frage nach Volkskirch-

lichkeit und Entscheidungskirchlichkeit Christwerden als personale Berufungsweggeschichte zu entdecken und zu leben. Damit werden Ausgrenzungen auch obsolet. Zwischen treuen Kirchgängern und Gemeindefreien und sogenannten Treuen Kirchenfernen muss nicht wertend gewichtet werden, sondern es kann gefragt werden, wie an welchem Ort für welche Menschen Wachstumsprozesse möglich sind. Darüberhinaus wird in LG 12ff ja deutlich, dass die universale Heilswirklichkeit Christi (GS 22) dazu führt, dass in diesem Wegverständnis dem Volk Gottes eine implizite Hinordnung aller Menschen und ihrer Religionen auf das Ziel der Einheit gegeben ist. Deswegen ist ja auch Dialog Wesensvollzug des Kirchewerdens in der Logik des 2. Vatikanum.

Diese Grundstrukturen katholischer Ekklesiologie öffnen gerade angesichts der Zeichen der Zeit und der Umbruchsprozesse den Horizont eines weiteren Kirchenverständnisses und einer korrespondierenden pastoralen Praxis. Das sei hier abschließend umrissen.

Die kopernikanische Wende: ein weitender Blick auf das Geheimnis des Kircheseins

Kirche, das ist mehr als eine Gemeindegewirklichkeit, die ihrerseits im Umbruch ist. Wenn das Geheimnis der Kirche sich in einer Vielfalt von Vollzügen darstellt, dann lässt sich auch präziser unterscheiden zwischen der sakramentalen Ermöglichungsgestalt der Ortskirche und ihrer Pfarreien und andererseits den vielen – oft ungeahnten – Formen und Gestalten kirchlicher Gemeinschaft. Das Geheimnis des Kircheseins, die Sakramentalität des gegenwärtigen Auferstandenen inmitten seines Volkes, schafft einen neuen Typ von „Volkskirche“, einer Kirche mitten unter den Menschen, die sich nicht nur lokal in selbsttragenden örtlichen Gemeinden darstellt, sondern auch aufstrahlt in neuen

Gemeindeformen, Verbänden, geistlichen Gemeinschaften, Initiativen, der institutionalisierten Caritas, in Kitas, Altenheimen und Schulen. Überall da, wo „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen“ (GS 1) Sache der Jünger Christi wird, und wo sich zeichenhaft und wirksam Gottes Wirklichkeit der Gemeinschaft zeigt, wächst dann Kirche¹⁰: als Frucht der kreativen und geistvollen Begegnung von Evangelium und Lebenswelten der Menschen. Kirche wird in ihrer Existenzform immer weniger einer etwa gemeindlichen Homogenisierung entsprechen, sondern eher einer einheitsbedürftigen Vielfalt unterschiedlicher Lebensgestalten des Evangeliums entsprechen.¹¹ Die Feier der Eucharistie, in der Mitte allen kirchlichen Lebens, bezeugt und bewahrt diese Einheit, auf die alle hinstreben.

Das kommt einer kopernikanischen Wende der Ekklesiopraxis gleich. Dachte man (und denkt man zuweilen immer noch), dass die „Gemeinde“ Kern und Stern der praktisch gewendeten Ekklesiologie des 2. Vatikanum ist (und die Gemeindeftheologie mit ihrer Erfolgsgeschichte schien das zu belegen: Gemeinde ist die Mitte), dann wird jetzt deutlich, dass wirklich der gegenwärtige Christus, und die konkrete Inkulturation in die konkrete Lebenswirklichkeit ein „Planetensystem“ kirchlicher Wirklichkeiten schafft, dass um ihre Mitte, eben den sakramentalen Christus, kreist und aus der Bewegung auf ihn hin ihr Licht und ihre Lebenskraft erhält.

Es ist in diesem Kontext eine wesentliche Frage, wie die einzelnen Orte des Kircheseins im Blick auf ihre Verschiedenheit in Berufung, Sammlung und Sendung wahrgenommen werden, sich entwickeln können und für das Gesamt des Geheimnisses der Kirche ins Spiel kommen¹²: denn nur die Vielfalt und das einmütige Zusammen der verschiedenen Wachstumsorte des Kirchewerdens und ihre je verschiedenen Wege in der Gesamtbewegung des Volkes Gottes in dieser Zeit stellen den Reichtum der Kirche in allen ihren Dimensionen dar.

Diese kopernikanische Wende gilt in diesem Horizont aber zugleich auch im Zusammenhang mit den Prozessen des Christwerdens. Konnte mit der Alternative Volkskirche und Entscheidungskirche die Dynamik des Wachstums nicht eingefangen werden, weil es hier bei unterschiedlich statischen „boundet-set Kirchenkonzeptionen blieb, kann mit der konstitutiven Wachstumsdimension des Glaubens auch genauer und würdiger geschaut werden, wie die Menschen auf ihrem jeweiligen Weg zu Christus begleitet werden wollen und können.¹³ Grundlegend kann ohne Abwertung von einer tendenziell katechumenalen Situation gesprochen werden.

Ein geistlicher Prozess des Volkes Gottes: wider die Marginalisierung anspruchsvoller Spiritualität

Eine solche Perspektive folgt keiner einfachen pastoralen Umsetzungsstrategie. Es geht vielmehr um einen geistlichen Prozess. Wenn man von Prozessen lokaler Kirchenentwicklung spricht und Handlungsoptionen zu entwickeln sucht, dann geht es in erster Linie um einen geistlichen Prozess des ganzen Volkes Gottes. Damit ist eben keine spirituelle Vereinnahmung gemeint, sondern eine Entwicklungspraxis, die das gemeinsame Priestertum aller Getauften stärkt. Sie nimmt ernst und vertraut, dass der Geist Gottes in den Getauften lebendig ist, wachsen kann und will. Die weltkirchlichen Erfahrungen zeigen, dass es für die Entwicklung des Taufbewusstseins und der Taufwürde sehr unterschiedliche Wege gibt, die aber immer verknüpft sind mit der Frage, welche Sehnsucht nach Wachstum und Gestaltung die Menschen auf ihrem Weg an einem bestimmten Gestaltungsort haben. Es geht hier eben gerade nicht nur um eine Evangelisierung, die die Bildung spiritueller Selbsthilfegruppen in den Blick nimmt, sondern – viel weiter – Räume eröffnet, damit der Glaube überall wachsen kann. Spiritualität, Leben mit dem Wort Gottes, Praxis gelebten Evangeliums, Dienst am Nächsten,

nährende Liturgie, Partizipation und Unterscheidung der Geister – ein neues Selbstverstehen des Kircheseins – all dies ist nicht Sache spiritueller Virtuosen, sondern Anspruch des ganzen Gottesvolkes. Hier auf den Weg zu kommen, braucht Zeit, braucht Vertrauen in die Verheißung wider einem allzu statischen Blick auf die scheinbaren Unmöglichkeiten und ein Warten auf den Kairòs – aber es öffnet auch Prozessen den Weg, die vor allzu reizenden Alternativen schützen und Kirche weiter werden lassen.

- ¹⁰ Vgl. dazu P. Elhaus/C. Hennecke (Hrsg.), *Gottes Sehnsucht in der Stadt*, Würzburg 2011. In der Vorbereitung auf den Kirchenentwicklungskongress *Kirche*², der im Februar 2013 in ökumenischer Trägerschaft stattfindet, wird uns als Vorbereitungsteam immer deutlicher, dass es einen ungeahnten Reichtum an Aufbrüchen gibt, der staunenswert ist: Ist die Krise, die wir erfahren, nicht vor allem eine geistvolle, wenn auch schmerzhaft Transformation auf der Höhe der Zeit?
- ¹¹ Insofern ist die Blüte der geistlichen Gemeinschaften und kirchlichen Bewegungen ein wichtiges Zeichen – denn hier wird diese Vielfalt konkret ansichtig, in ihrer Chance, in ihrem Risiko, in ihrer Orientierung auf die Einheit. Vgl. C. Hegge (Hrsg.), *Kirche bricht auf*. Münster 2006.
- ¹² Im Bistum Poitiers in Frankreich wird, zugleich mit der Emphase auf die Bildung und Begleitung örtlicher Gemeinden, auch den anderen „Gesichtern“ des Geheimnisses der Kirche großer Raum eingeräumt.
- ¹³ Das hat große Konsequenzen vor allem auch für die Konfiguration des priesterlichen Dienstes und aller Mitarbeiter, die hier nicht ausgefaltet werden können.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. M. Körber, Zu Eva Maria Faber: Ende der Volkskirche oder Differenzierung der Pastoral, in: *Pastoralblatt* 4/2012, 123f.
- ² Benedikt XVI., Ansprache an die Vertreter des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, in: *VAS* 189, 122f.
- ³ Vgl. zum folgenden John Finney, *To Germany with love*. Neunkirchen 2012, bes. 75-81.
- ⁴ Vgl. hierzu J. Finney, *Wie Gemeinde über sich hinauswächst. Zukunftsfähig evangelisieren im 21. Jahrhundert*. Neunkirchen 2007, sowie den Bericht der church of England „Mission shaped church“, (deutsch: M. Herbst (Hrsg.), *Mission bringt Gemeinde in Form*, Neunkirchen ²2008. Als eine Einführung in das Thema kann dienen P. Elhaus/C. Hennecke (Hrsg.), *Gottes Sehnsucht in der Stadt*. Würzburg 2011.
- ⁵ Vgl. P. Hiebert, *Anthopological Reflections on Missiological Issues*. Grand Rapids 1994.
- ⁶ J. Finney, *To Germany with love*, 77.
- ⁷ Ebd. 78.
- ⁸ Ebd. 76.
- ⁹ Vgl. zu diesem Interpretationsansatz meine Überlegungen in C. Hennecke, *Glänzende Aussichten*, Münster. ²2011.

Dem Glauben Gestalt geben im konfessionellen Niemandland

Der Zwang zu Häresie – Chance und Herausforderung

Alle reden vom Wandel der Volkskirche zur „Kirche im Volk“. Unbewusst schwingt in dieser Aufforderung ein einheitliches Bild von Katholizität dieser „Kirche im Volk“ mit. Doch spätestens mit dem Religionsmonitor der Bertelsmann-Stiftung aus dem Jahr 2008 oder der Langzeitstudie zur Religion im Leben der Menschen von 1970 – 2010 des Pastoraltheologen Paul Zulehner kann kein Zweifel mehr bestehen: Die Pluralität religiöser Überzeugungen ist längst auch im Innenraum der Kirche angekommen. Da mögen noch so verzweifelte Rufe nach Profilierung in den letzten Jahrzehnten geführt worden sein, es gibt fast schon einen „Zwang zu Häresie“, da der heutige Katholik unter dem Zwang des beständigen „Wählen-müssens“ steht.¹

Eine Markierung zu dieser Erkenntnis: Nur 26 Prozent der Befragten, die sich selbst als religiös bezeichnen in Deutschland, glauben noch an einen personalen Gott, zu dem sie sprechen können. Alle anderen glauben an eine höhere Macht, die Natur, ein ewiges Gesetz oder eine alles durchströmende Energie – irgend so was eben.² Mehrfachnennungen sind im Spektrum der religiösen Orientierung nicht nur möglich, sie sind auch üblich. Das mag irritieren, ist aber eine gesamtkirchliche Herausforderung und eben auch eine für die caritativen Ver-

bände, Rechtsträger und Initiativen mit ihren 50.000 Mitarbeitenden alleine in NRW.

Der moderne Mensch wählt ein Leben lang aus einer breiten Palette von Sinnangeboten aus; sodass ein 2012 gefestigt erscheinender Katholik vielleicht schon 2020 durch Lebensumstände, Freundeskreis, fehlende seelsorgliche Begleitung usw. in seiner Überzeugung sehr verunsichert und womöglich schon aus der Kirche ausgetreten sein kann. „Katholisch-Sein“ ist also weniger denn je ein gesicherter Zustand, sondern vielmehr ein Prozess, ein Lebensweg mit vielen Streckenabschnitten.

Caritative Berufe verlangen nach einer Auseinandersetzung mit dem Glauben

Genau hier liegen die Herausforderung und die Chance. So gilt es selbstbewusst diese Herausforderung seitens kirchlicher Anstellungsträger wie der Caritas anzunehmen. Begreifen wir doch die berufliche Tätigkeit bei einem kirchlichen Dienstgeber als ein lebensbegleitendes Kontinuum, in dem die Möglichkeit zur Auseinandersetzung mit dem Glauben erlaubt und sogar für die christliche Profession im Namen eines Tendenzbetriebes gefordert ist. Wie sonst soll sich eine christliche Profession in der Pflege, in der Beratung, in der Medizin usw. entwickeln? Je nach der Art des Angebots eröffnet sich dann die Chance, die vorhandene religiöse Sehnsucht der Mitarbeitenden zu entdecken und eine oft verschüttete oder zu wenig wertgeschätzte christliche Motivation zu fördern.

Die caritativen Träger wissen schon länger, wie wenig eine christliche Fundierung der caritativen Arbeit dem Zufall oder dem privaten Engagement überlassen bzw. zugemutet werden kann. Viele sozial engagierte junge Menschen sind unverschuldet religiös unbehaust und heimatlos. Konfessionslosigkeit wird heute ebenso zufällig ererbt

wie die Konfession. Die Frage ist daher: Wie schaffen wir im kirchlichen Anstellungsverhältnis Raum zu einer kontinuierlichen Auseinandersetzung über die anstehenden religiösen Fragen in der caritativen Tätigkeit? Zugleich stellt sich jenseits der ambitionierten Aufbrüche in der Caritas eine Profilaufgabe für die ganze Kirche, wie Klaus Baumann es treffend formuliert: „Das spezifisch kirchlich-christliche Profil der Caritas hängt zuinnerst zusammen mit einem glaubwürdigen Caritas-Profil der Kirche auf allen Ebenen.“³

Die soziologischen Beschreibungen mögen noch so ernüchternd sein, es bleibt die ganze caritative Kirche mit ihren kirchlichen Mitarbeitenden aufgefordert, auszuschreiten in ein wachsendes „konfessionelles Niemandsland“ und es mutig zu besiedeln.⁴ Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Caritas leisten bewusst und sicher teilweise auch unbewusst Entscheidendes, um die Kraft des Evangeliums lebendig werden zu lassen. Dies gilt es wertzuschätzen. Umgekehrt kann aber schon heute diese Haltung nicht einfach vorausgesetzt werden. „Caritas ist eine Entscheidung“, sagte der neue Vorsitzende des Kölner Diözesan-Caritasverbandes, Weihbischof Dr. Heiner Koch bei der Vorstandsübergabe am 25. April 2012. Und diese Entscheidung braucht sachkundige Begleitung, Foren der Auseinandersetzung und die Förderung einer christlichen Trägerkultur im Arbeitsfeld. Ein kirchlicher Dienstgeber wird diesen Lernort des Glaubens zur beständigen Fortentwicklung der christlichen Profession im professionellen Dienst ermöglichen und gestalten.

Das kirchliche Profil ist ein Prozess

Andernfalls negiert er die Tatsache: Das kirchliche Profil ist ein Prozess. Dieses Profil ist nie fertig, sondern muss der Einzelne wie die Kirche im Ganzen immer neu erringen. Genau davon gibt die Bibel auf jeder Seite Zeugnis. Die Nachfolge Jesu war schon zu seinen Lebzeiten für die Jünger ein Ringen

mit dem Herrn. Das gilt bis heute. Wer kennt nicht den Petrus und den Paulus in sich, den Judas und den Johannes, die Maria und die Martha? In diesem Sinne erfahren sich Mitarbeitende in der Caritas geradezu als multiple Identitäten mit einer mal größeren und mal näheren Glaubensferne bzw. -nähe.

Dies gilt umso mehr, da sie in ihrer Arbeit mit hilfeschreitenden Menschen mit vielen extremen Lebenssituationen konfrontiert sind. Immer wieder sind sie „an vorderster Front“ gefordert, auf existentielle Fragen Antwort zu geben, die zugleich Kernfragen unseres Glaubens berühren, am Beginn und am Ende des Lebens, in der Erfahrung von Leid und Schmerz, von Armut und Ausgrenzung, von Schuld und Scheitern. Sie begegnen Menschen, die von Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung geprägt sind. Sie erleben ethische Konflikte in ihrem Hilfehandeln und werden manches Mal dadurch selbst in ihrem Glauben angefragt. Deshalb haben Mitarbeitende ein Recht auf Angebote zu einer förderlichen Auseinandersetzung mit dem christlichen Glauben, für jeden selbst und für die ganze Einrichtung. Nur so kann ein christliches Berufsethos als Grund einer profilierten christlichen Haltung entstehen und sich ein Berufsleben lang kontinuierlich entwickeln. Diese christliche Berufshaltung wird als innere Gewissheit gerade durch eine sich in der Kommunikation zeigende Dienstgemeinschaft getragen und gefördert. Der gesellschaftlich fortschreitenden Privatisierung religiöser Haltungen ist mit der kommunikativen Öffnung der kirchlich-beruflichen Tätigkeit zu begegnen. Das Ziel heißt: Im beruflichen Handeln dem Glauben Gestalt geben.

Die Profilfrage gewinnt Alltagsrelevanz in der Dienstleistung

Dieser Herausforderung stellt sich der Caritasverband für den Rhein-Erft-Kreis e.V. als Träger von neun Altenpflegeheimen. Er gab der Regionalbeauftragten für die Altenheimseelsorge im Rhein-Erft-Kreis,

Dorothee Polaczek, und dem Autor dieses Artikels den Auftrag, ein Kursmodell zu entwickeln, das der Verantwortung des Trägers für die kirchlich-religiöse Professionalisierung der Mitarbeitenden Rechnung trägt. Denn Bewohner und Angehörige tragen immer deutlicher an die kirchliche Dienstleistung die Erwartungshaltung christlich profilierter Begleitung und Pflege heran. Was verstehen Mitarbeitende darunter und wie erarbeiten sie Modelle und Standards einer adäquaten christlichen Pflegeprofession?

Ein entsprechendes religiöses Fortbildungsmodell bewegt sich im Spannungsfeld zwischen Mitarbeiterinteresse, beruflich-fachlicher Anforderung des Klienten bedarfs, christlicher Trägerkultur und den Ansprüchen einer vorgegebenen konfessionellen Kirchlichkeit. Es ist immer Teil der Dienstgeber-Beziehung und dient der professionellen christlichen Berufsausübung und ist kein missionarisches Instrument der aktiven Bekehrung. Zweifelsohne kann die berufliche Fortbildung aber zu einer persönlichen spirituellen Selbstfindung und bewussteren persönlichen Glaubensentscheidung beitragen.

Es bedarf daher einer Klärung, welches religiöse Wissen und welche „pastoralen“ Kompetenzen der Träger von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Rahmen der professionellen beruflichen Tätigkeit in der Altenpflege erwartet. Im Sinne einer fortschreitenden kirchlichen Professionalisierung der beruflichen Tätigkeit helfen den Mitarbeitenden keine klassisch katechetischen „Glaubenskurse“. Auch sind Einkehrtage und Exerzitien zur persönlichen Selbstfindung nicht zu verwechseln mit Qualifizierungsangeboten zu einer christlichen professionellen Berufsausübung in der Caritas. Erwartet werden handlungsorientierte religiöse Inhalte im jeweiligen Berufsfeld der kirchlichen Sozialarbeit. Aus dieser Fragestellung entwickelt sich zwangsläufig auch eine persönliche Auseinandersetzung mit der eigenen Verortung im

Glauben. Im Vordergrund aber steht ein konkretes fachliches „Verwertungsinteresse“. Religiöse Fortbildung in sozialen Berufen hat somit die Aufgabe, den Dialog zum Bewusstwerden des christlichen Handelns in den caritativen Tätigkeiten zu ermöglichen und fachlich zu begleiten und entsprechende Kompetenzen zu vermitteln. Die Caritas kann hierbei verstärkt einen pastoralästhetischen Ansatz verfolgen, der sich biblisch in der Begegnung mit dem Nächsten aus einer „caritativ-communitären Erfahrungsspiritualität“ speist. Sie ist begründet in der Gerichtsrede Jesu, in der er sich mit dem Geringsten identifiziert und an ihm sich zu erkennen gibt (vgl. Mt 25).

Zu einer christlichen Professionalität gehört daher zuvorderst eine kollegial angelegte Durchführungs-, Deutungs- und Kommunikationskompetenz der jeweiligen religiös-christlichen Praxis in der Altenpflegeeinrichtung. Konsequenterweise werden die Inhalte dieser religiösen Weiterbildung von der Realität sozial-caritativer Arbeit, pflegerischer Standards und letztlich den Adressaten, hier den Bewohnern und Bewohnerinnen und ihren Angehörigen her bestimmt.

Diesem Ziel trägt der Kurs „Dem Glauben Gestalt geben“ Rechnung, der in Kooperation mit dem Kath. Bildungswerk bereits zum dritten Mal durchgeführt wurde und große Resonanz bei den jeweils fünfzehn Caritasmitarbeitenden fand. 2011 konnte der Kurs in modifizierter Weise auch mit Erfolg für die ambulante Pflege angeboten werden. Anfang 2013 wird dieses Modell für die ambulanten Pflegedienste der Caritasverbände Bonn und Rhein-Erftkreis von der Referentin für Caritaspastoral und dem Mitarbeiterseelsorger unter Mitwirkung des Diözesan-Caritasverbandes für das Erzbistum Köln erneut durchgeführt.

Dem Glauben Gestalt geben – ein Modell religiöser Fortbildung in der Altenpflege

Gleich zuvor sei gewarnt vor der Erwartung, der Kurs „Dem Glauben Gestalt geben“ stelle ein Patentrezept dar. Die folgenden Schilderungen verstehen sich eher als eine Art „Werkstatteinblick“ und möchten zum Experimentieren, zum Ringen und Suchen nach adäquaten Bildungsszenarien in der sozialen Arbeit ermutigen. Ohne Frage lassen sich hier Adaptionen für die religiöse Bildung in der gemeindlich-ehrenamtlichen Caritasarbeit gewinnen. Denn auch hier stellt sich nicht bloß die Frage nach der religiösen Grundierung des ehrenamtlichen Engagements, sondern auch nach der Sensibilität für die möglichen religiösen Fragen des Nächsten. So geht die Kursreihe „dem Glauben Gestalt geben“ von den religiösen Bedürfnissen der Bewohnerinnen und Bewohner der Altenheime aus, schult die Sensibilität und entwickelt aus der Pflege heraus entsprechende Angebote. Gemeinsam überlegen Pflegebedürftige und Pflegekräfte, welche religiösen Bedürfnisse da sind.

Der Kurs „Dem Glauben Gestalt geben“ ist als eine doppelte Entdeckungsreise angelegt: zum einen zu den Schätzen des christlichen Glaubens der Pflegeheimbewohner/innen, die ein wichtiger Schlüssel zu den Lebens- und Glaubensthemen dieser Generation sind; zum anderen zur Bedeutung des Glaubens in der Einrichtung beim Fest, bei einem persönlichen Anlass oder an den Übergängen des Lebens.

Ein Kursmodell, das zur Gestaltung des Glaubens ermächtigt

An fünf Nachmittagen wird über ein halbes Jahr verteilt miteinander gearbeitet. Ob Koch, Pflegekraft, Verwaltungsmitarbeiterin, Einrichtungsleitung oder Betreuungshelfer, alle entwickeln aus ihrer jeweiligen beruflichen Perspektive ein Gespür für die Bedeutsamkeit von religiösen Elementen im

beruflichen Alltag. Und mit jedem Kurs verändern 15 weitere Mitarbeitende die Kultur in den stationären Altenhilfeeinrichtungen dieses Caritasverbandes im Erzbistum Köln; denn sie werden motiviert und ermutigt, eigene kleine Glaubensprojekte zu gestalten. Diese sind Teil ihrer Arbeit und Ausdruck kirchlichen Selbstverständnisses in der Pflege.

Folgende Fähigkeiten vermittelt der Kurs:

- die eigene christliche Hauskultur im Altenpflegeheim wertzuschätzen, zu reflektieren und aktiv mitzugestalten;
- die religiösen Fragen, Themen, aber auch Erfahrungen und Kompetenzen der Bewohnerinnen und Bewohner wahrzunehmen und aufzugreifen;
- exemplarisch christliche Rituale oder Elemente anlassbezogen in den Alltag einzubinden;
- sich kollegial zu ermutigen, dem eigenen Glauben eine Sprache zu verleihen und ihn als selbstverständlichen Bestandteil in die professionelle Arbeit zu integrieren

Ein Kursmodell, das experimentiert und auf Mitarbeiterinitiative setzt

Dem caritativ-pastoralästhetischen Ansatz folgend, bestimmen die Teilnehmer durch ihre Berufserfahrung maßgeblich die Inhalte: Standen im ersten Kurs noch eher klassische Themen wie „Sterben, Trauer, Tod“ im Vordergrund, so wurden im zweiten und dritten Kurs zunehmend andere Fragestellungen aufgeworfen:

- Bedeutung und Sinn christlicher Rituale zu verschiedenen Anlässen
- Gebet als ein Bestandteil von Pflege
- Gottesdienst in seiner Vielfalt – wie geht das?
- Über den Glauben sprechen im Alter – darf man das und wenn, wie?
- Glauben im kollegialen Umfeld – Zumutung oder Auftrag?

Es ist Aufgabe der Referenten die notwendigen fachtheologischen Impulse in kleinen Sequenzen berufsnah darzustellen. Darüber hinaus beschränken sie sich als Kursbegleiter auf methodische Hilfestellungen und ermutigen zum eigenen „Experiment“ im Einrichtungsalltag. Fraglos sind die Kursteilnehmenden die Experten im Pflegealltag und können fachlich-theologische Impulse am besten methodisch und organisatorisch in die Alltagssituationen integrieren.

Zu jedem Thema erarbeiten die Teilnehmer in Kleingruppen aus der Bewohnerperspektive mögliche Modelle für ihre Einrichtung, die im Alltag erprobt und gemeinsam reflektiert werden. Dieses interessengeleitete Vorgehen weckt die Kreativität, fördert die Motivation und stärkt den Mut zur kollegialen Reflexion. Die Teilnehmenden werden selbst zu Initiatoren des religiös, spirituellen Lebens der Einrichtung und fördern somit die christliche Kultur durch die Integration christlicher Bedarfe der Bewohner in ihre berufliche Profession. Ausgearbeitete Modelle werden dokumentiert und stehen als Arbeitshilfe vor Ort zur Verfügung.

Gleichermaßen wechseln je nach Thema Raumgestaltung und Arbeitsformen im Kurs. Das ganze Kursgeschehen ist prozessorientiert, und daher darf experimentiert werden mit dem Ziel, den Kursverlauf konsequent dem Prozess und den Themen der Gruppe anzupassen. So wird der zum jeweiligen Thema gestaltete Essenstisch von den aus der Arbeit kommenden Teilnehmer/innen als Wertschätzung erlebt. Zugleich wird haptisch erfahrbar, wie „köstlich“ religiöse Themen dargebracht werden können. Weitere feste Elemente sind der Einstieg über ein „spirituelles Tagebuch“, zwei von den Referenten präsentierte Ideen aus der Praxis und ein situativ gestalteter meditativer Abschluss.

Ein Kursmodell, das Praxis macht

Bestärken, begeistern und befähigen sind die Schlüsselworte des Kursmodells, die zu

einer Veränderung in den Einrichtungen führen, weil Mitarbeitende Projekte anstoßen, die dem religiösen Leben in der Einrichtung ein Gesicht geben:

- Da wird ein lebensgroßer Schutzengel aus einem Holzstamm von einem Künstler unter Beteiligung der Bewohner geschaffen. Der Engel wird zu ihrem Begleiter beim Umzug in ein neues Gebäude.
- Eine mit Bewohnern erstellte Sammlung religiöser Bildkarten vergangener Zeiten regt Betreuungskräfte, Bewohner und Angehörige zum Gespräch über den Glauben an.
- Das Singen von Kirchenliedern wird auch jenseits des Gottesdienstes in der biographischen Bedeutung erkannt. So werden alte Kirchenlieder im Pflegealltag mit an Demenz erkrankten Bewohnern gesungen und vermitteln jenseits kognitiver Fähigkeiten ein Gefühl der Geborgenheit.
- Im laufenden Kurs entsteht die Idee eines mobilen Kochwagens. Der Mitarbeiter aus der Küche bietet in den Wohnbereichen neben alltäglichen Gerichten bewusst Speisen oder Backwaren an, die traditionell zu kirchlichen Gedenktagen oder Kirchenfesten zubereitet werden. Beim gemeinsamen Kochen und Backen gibt es Anlass zum Gespräch über Gott und die Welt.
- In der Adventszeit wird der alte Brauch der „Herbergssuche“ gemäß Lukas 2,7, „denn in der Herberge war kein Platz für sie“, praktiziert. Bewohner werden gefragt, ob sie Maria für eine Nacht Herberge gewähren wollen. So wird zu einer festen Zeit eine Marienfigur unter Beteiligung der interessierten Bewohner und Mitarbeiter von einem Bewohnerzimmer zu einem anderen getragen. Ein bekanntes Mariengebete und -lied begleitet diese, fast schon wie eine Prozession anmutende Übertragung. Die Marienfigur bleibt für eine Nacht Gast im Bewohnerzimmer.
- Aus der Teilnehmerfrage nach dem Sinn des Gebets entsteht die Idee eines kurzen Abendgebets und -segens im Wohnbereich. Alte Gebete aus der Kindheit

wurden gesammelt. Mal gemeinsam, mal am Bett wird auf Wunsch gebetet. Die Mitarbeitenden beobachteten ein ruhigeres Einschlafen insbesondere der demenzten Bewohnerinnen und Bewohner.

- Das Fehlen eines Andachtsraumes weckte die Motivation zu der Gestaltung eines „mobilen Altares“ für die Einrichtung. Und wieder eine andere Einrichtung entwickelte ein vielfältiges Monatsprogramm zum Thema Engel.

Die Beispiele verdeutlichen eine neue Dynamik: Die Gestaltung des Glaubens in der Einrichtung wird zu einem integrativen Bestandteil der täglichen professionellen Arbeit. Es wächst letztlich aus der Vertrautheit mit den Bewohnern, der Berücksichtigung ihres Bedarfs und der Lebenssituation eine adressatengerechte, alltagsaffine pastorale Kompetenz.

Ein Kursmodell der christlichen Professionalisierung in Zeiten der „Verweltlichung“

Der eingangs beschriebene Wandel wird zur Chance, wenn die Herausforderung angenommen wird. Mitarbeitende sind dabei Partner und oft sogar Initiatoren des Prozesses christlicher Professionalisierung. Entscheidend ist das Zulassen von experimentellen Annäherungen. Gerade aus der jeweiligen Profession heraus entwickeln sich neue – für Pastoralen Dienste oft ungeahnte – Zugänge zum Glauben. Der Kurs „Dem Glauben Gestalt geben“ zeigt in vielfältigen, kleinen seelsorglichen Projekten, wie nötig die Pastoral einen kontinuierlichen dialogischen Lernprozess der Übersetzung des Evangeliums in die Alltagsrealitäten der Caritas hat. Die Motivation hierzu ist zutiefst „caritativ“, denn die Mitarbeitenden möchten eine Verbesserung der Betreuungssituation der Bewohnerinnen und Bewohner auch in religiöser Hinsicht erreichen. Die entscheidende Leistung des Kurses ist die „Enttabuisierung des Themas“ und die „Ermächtigung zur Gestaltung“ von christli-

cher Spiritualität im beruflichen Alltag. Im professionellen Handeln öffnet sich auch für den wenig oder gar nicht religiös Mitarbeitenden eine persönliche Auseinandersetzung über die Sinn spendende Kraft des christlichen Glaubens. So berührt es, wenn Teilnehmer berichten, dass sie über das eigene religiöse Angebot oder das sich ergebende Glaubensgespräch mit den Bewohnern selbst wieder einen neuen Zugang zum Christentum gefunden haben. Statt einer Defizitorientierung klassischer Glaubenskurse ermöglicht ein caritativ-pastoralästhetischer Zugang über die berufliche Profession neue Aufbrüche pastoraler Begleitung und auch eine Wertschätzung des Vorhandenen. Mitarbeitende der Caritas sind fraglos motiviert, sich aus dem Geist der Zuwendung zum Nächsten gerade auch dessen religiösen Bedürfnissen fachlich zu stellen. Dies zu ermöglichen, ist Aufgabe der kirchlichen Träger. Der Kurs zeigt, es kann auch unter veränderten gesellschaftlichen und kirchlichen Bedingungen gelingen, durch entsprechende religiöse Fortbildungsangebote die notwendige „Herzensbildung“ (DCE) zu ermöglichen und einer „Verweltlichung“ des sozialen Engagements der Kirche (Regensburger Rede Benedikt XVI) konstruktiv zu begegnen.⁵

Weitere Informationen zum Kursmodell unter www.caritasnet.de, hier: „Pastoral in der Caritas“

Anmerkungen:

- ¹ Paul M. Zulehner, Verbuntung. Kirchen in weltanschaulichen Pluralismus. Religion im Leben der Menschen 1970 – 2010, S. 25.
- ² Vgl. <http://www.bertelsmann-stiftung.de/cps/rde/>

xchg/SID-F34E0FC0-DE30DDDD/bst/hs.xsl/85217_85220.htm - hier Religionsmonitor Charts.

- ³ Klaus Baumann, Die Bedeutung der Enzyklika „Deus Caritas est“ für die Kirche und ihre Caritas: Martin Patzek (Hrsg.), Gott ist Caritas. Kevelaer 2007. S.29.
- ⁴ Vgl. zum Begriff „Konfessionelles Niemandsland“ Ariane Martin, Sehnsucht – der Anfang von allem. Dimensionen zeitgenössischer Spiritualität. Ostfildern 2005.
- ⁵ Vgl. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.), Enzyklika DEUS CARITAS EST von Papst Benedikt XVI. an die Bischöfe, an die Priester und Diakone, an die gottgeweihten Personen und an alle Christgläubigen über die christliche Liebe. (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 171). Bonn 2006 und Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.), Apostolische Reise Seiner Heiligkeit Papst Benedikt XVI nach Berlin, Erfurt und Freiburg 22.–25. September 2011. Predigten, Ansprachen und Grußworte: Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 189, S. 148.

Literaturdienst

Claus-Peter März/Martina Bär/Johanna Domek/Manfred Becker-Huberti: Maria – Ihr Leben, ihr Zeugnis, ihr Wirken. St. Benno Verlag. Leipzig 2012, 120 S. Preis 6,50 €, ISBN 978-3-7462-3327-7.

Der Marienmonat Oktober gibt der kleinen, fremden und zugleich so vertrauten Frau von Nazareth ein Denkmal in der Zeit. Wer bist du, Hochverehrte? Hilfreich ist da dieses Büchlein – kleiner als Taschenbuchformat –, das uns das ausstrahlende Lebenszeugnis und die fast unübersehbare und facettenreiche Wirkungsgeschichte der Gottesmutter näher bringt. Vier Autoren und Autorinnen tasten sich an Maria von ganz unterschiedlichen Seiten heran: Der Erfurter Neutestamentler Claus-Peter März stellt die biblischen Bezugstexte vor. Es ist gut, sich vor Augen zu halten, wie sparsam das biblische Zeugnis diese Gestalt, die „Frau der Einwilligung“, zeichnet. Sie gerät in ein Geschehen hinein, das alles Begreifen übersteigt; am Anfang steht eine große „Irregularität“ (S. 19), Gottes unabsehbarer Neuanfang, das schier unglaubliche Aufscheinen göttlicher Präsenz, das nicht aus dem Machen und Miteinander dieser Welt zu erklären ist. Die, die Gott gebar, war nicht selber Gott. Die Erfurter Nachwuchswissenschaftlerin Martina Bär verfolgt die Wirkungsgeschichte der Theotokos und blickt besonders auf die Stellung Marias im Protoevangelium des Jakobus, Marias Stilisierung als Idealfrau und Jungfrau in asketischen Kreisen (mit deren leibfeindlich-antisexueller Theologie und Logik), in der frühen Dogmengeschichte und – in sehr dichten Gedankenschritten – bei Meister Eckhart. Eckhart legt uns nahe, die Geburt des göttlichen Sohnes auch metaphorisch als ein Geschehen im Seelengrund zu verstehen, sie in uns geschehen zu lassen, wenn wir „das Christusbewusstsein empfangen“ (S. 49), zur wahren Selbsterkenntnis finden und in uns die Gottebenbildlichkeit entdecken. Man hätte sich einen Ausblick auf die ökumenische Bedeutung Marias, gerade bei Martin Luther, gewünscht. Die Kölner Benediktinerin Johanna Domek lässt die Gottesmutter als „Beziehungsgestalt“ (S.68) aufleuchten: Wir sollten nicht nur etwas von ihr lernen, sondern bei ihr. Marianische Frömmigkeit ist eine stets „verhältnismäßige“ Spiritualität. Maria lädt ein zum Dialog über die Zeiten hinweg. Und wenn es zur

Begegnung mit dieser fern-nahen Gestalt kommt, dann tritt sie uns entgegen als exemplarische Christin. Sie legt uns nahe, den heute auszutragen, in den sie eingewilligt hat. Sie ist die, die sich in der Krise der Karfreitagsnacht des Glaubens nicht davon stiehlt, sondern die treu Bleibende ist. Gerade Schwester Johanna Domek bringt in sehr dichten geistlichen Meditationen neutestamentlicher Texte ganz neue geistliche Töne zum Klingen. Das preiswerte und hilfreiche Büchlein wird abgeschlossen mit einer Erschließung des marianisch geprägten Kirchenjahres durch den Kölner Brauchtumsexperten Manfred Becker-Huberti, der kaum mehr Bedachtes – fast vergessene Bezüge, „kleine Feste“, Bräuche, Zahlensymbolik und Datumsvernetzungen – in Erinnerung ruft. Die staunenswerte Frau von Nazareth wird uns in diesem kleinen Buch sympathisch nahe gebracht.

Kurt Josef Wecker

Jonathan Phillips: Heiliger Krieg. Eine neue Geschichte der Kreuzzüge. Deutsche Verlags Anstalt. Stuttgart 2011, 638 S., 29,99 €

Die Kreuzzüge sind nicht nur eine historische Tatsache, sondern mittlerweile schon einen metaphorischen Charakter bekommen. So sprach beispielsweise George W. Bush jun. nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 vom Beginn eines neuen und langen Kreuzzuges, aber auch Osama bin Laden und Saddam Husein nutzen die Kreuzzugsmetaphorik. In diesen modernen Kontext stellt der britische Historiker Jonathan Phillips seinen Überblick über die Geschichte der Kreuzzüge. Das ist durchaus gewinnbringend, denn so kann er aufzeigen, was hinter dem Begriff wirklich steht und ob es überhaupt angebracht ist, in irgendeinem Zusammenhang wieder verwendet zu werden. Ist er nicht. Das vorweg zu nehmen, dispensiert nicht von der Lektüre. Denn diese fördert beispielsweise eindringlich zutage, welche verschlungenen Wege die Kreuzzüge und erst recht der Kreuzzugsgedanke in den vergangenen tausend Jahren genommen haben. Zumal die terminologische Klärung nicht ganz so eindeutig ist, wie man geläufig glauben mag. Was als Kreuzzug bezeichnet worden ist, ging in die Levante, nach Ägypten, nach Spanien, nach Zypern, nach Konstantinopel, ins Languedoc, nach Polen oder nach Litauen. Auch die Gegner waren demnach nicht immer dieselben.

Es waren Franken, Deutsche, Polen, Araber, Osmanen, Litauer, Byzantiner und so fort. Der Referenzpunkt war jeweils der erste Kreuzzug, der 1099 mit der brutalen Einnahme von Jerusalem endete. Alles, was danach kam, bezog sich auf diesen Kreuzzug, wenn auch die Motive divergierten und eben nicht nur im Glaubenseifer begründet waren. Auch haben die Päpste im Laufe der Geschichte meist die Kontrolle über die Kämpfe verloren. Auf der anderen Seite war der Islam nicht geeint, Koalitionen wurden nach Machtkalkül geschlossen und interne Kämpfe waren an der Tagesordnung.

Phillips bietet eine gute lesbare, annähernd chronologische Darstellung der Kreuzzugsgeschichte, angefangen mit dem bekannten „Deus vult“ des ersten Kreuzzugs über das Engagement Bernards von Clairvaux, Richard Löwenherz, die Plünderung Konstantinopels, den Kinderkreuzzug, die Rückeroberung Jerusalems durch die Staufer bis hin zur osmanischen Herrschaft im östlichen Mittelmeer und der Reconquista Spaniens. Abschließend reflektiert er den Kreuzzugsgedanken in Literatur und Geschichtsforschung und forscht nach der Verwendung der Kreuzzugsmetaphorik im Zeitalter des Kolonialismus und in den Auseinandersetzungen des zwanzigsten Jahrhunderts.

Bei dieser historischen Tour d’horizon präsentiert Phillips Charakterstudien der Hauptakteure und erklärt an ihnen Motive und Beweggründe für Kämpfe, Niederlagen und Diplomatie.

Gerade weil das Thema aktuell ist, ist das Buch lesenswert. Man spürt das Engagement des Autors, der eine allzu sorglose Verwendung des Kreuzzugsgedanken für gefährlich hält, weil er in Orient und Okzident emotional aufgeladen ist, ohne jeweils den historischen Tatsachen wirklich zu entsprechen. Das Christentum hat eine teilweise gewalttätige Geschichte, aber es kennt auch Liebe und Versöhnung. Beim Islam verhält es sich ebenso. Insofern ist dem Autor daran gelegen, kritisch zu differenzieren und auf gegenseitiges Verständnis und Toleranz abzuheben.

Das Buch ist gerade für den Hintergrund des multireligiösen Dialogs interessant zu lesen, weil es viele Fragen klärt, die heute noch die Beziehungen zwischen den Religionen belasten und die – das ist ein guter Nebeneffekt – deutlich machen, welche historischen Wurzeln immer noch die aktuellen Spannungen um den Status Jerusalems haben.

Martin Lätzel

Unter uns

Auf ein Wort

HÜTE DAS SCHWEIGEN
ES BRAUCHT LANGE
BIS
EIN
WORT
SO LEISE
SPRICHT
DASS
NIEMAND
ES JE MEHR
VERGISST

MARKUS ROENTGEN

Die Tauffeier

Es war am Erntedank-Sonntag. Wie in vielen anderen Kirchen, hatten auch Kindergartenkinder der St. Notburga-Gemeinde neben dem Altar einige Ballen Stroh, Blumen, ein paar Körbe mit verschiedenen Obst-, Gemüse- und Brotsorten aufgebaut, um so die Vielfalt der Gaben, die Gott uns immer wieder neu schenkt, zu dokumentieren.

Gleichzeitig wurden drei Kinder getauft: Zwei Kleinkinder und ein etwa 3–4-jähriges Mädchen. Die kleine Göre war ziemlich zappelig, doch als der Pfarrer ihr das geweihte Wasser über die Haare goss, blieb es ganz ruhig. Als Nora dann mit Chrisam gesalbt wurde, sagte sie plötzlich ein wenig weinerlich: „Ich will noch mehr von dem Öl haben!“

Hans Orths, Viersen

Wortwahl

In einem deutschen Bistum empfing ein Herr mittleren Alters im Rahmen des Eintritts in die katholische Kirche das Bußsakrament. Offensichtlich hatte er mit seinem Beichtvater, der in diesem Fall sogar bischöfliche Würden trug, eine sehr gute Erfahrung gemacht, so dass er sich bei ihm eigens brieflich bedankte. Er schrieb, theologisch nicht ganz astrein, aber dafür sicher von Herzen kommend: „Sehr geehrter Herr Weihbischof, sehr herzlich danke ich Ihnen für den Empfang des Sakrilegs, das Sie mir gespendet haben.“

Gunther Fleischer, Köln

Kleiner Aufwand, große Wirkung

Der alte Pfarrer ist beim Arzt, da er nur noch sehr schlecht hört. Der Arzt rät eindringlich zum Tragen eines Hörgerätes, doch der knausrige Pfarrer will für so einen „neumodischen technischen Schnickschnack“ kein Geld ausgeben.

Als alles Zureden nichts hilft, sagt der verzweifelte Arzt: „Dann kann ich Ihnen nur eines empfehlen: Knüpfen Sie eine Schnur an einen Knopf, stecken Sie sich den Knopf ins Ohr und die Schnur in die Brusttasche Ihres Anzuges!“

„Und damit kann ich besser hören?“, fragt der erstaunte Pfarrer.

Nein, das nicht, aber wenn die Leute das sehen, werden sie lauter und deutlicher mit Ihnen sprechen.“

(aus: *Das Hausbuch des christlichen Humors*. St. Benno-Verlag GmbH. Leipzig 2009. ISBN 978-3-7462-2592-0)

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E